



Nr. 7.

Erstheft Sonnabends
und ist in der Post-Vertheilungsbereitschaft
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 16. November.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopsfen (Fortsetzung). — Von „Coberto“ bis „Cibello.“ Zu Berdts Jubiläum. Von J. A. v. Winterfeld. — Über Schulgesundheitspflege. Von Prof. Dr. F. Fetzweiler. — Freibeit. Eine Blauberei von Heinrich Rana. — Die Fuderfrage. Von Hauptmann Eiman. — Die beiden Concourt. Von J. W. — Kleine Kritik.

Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von
Hans Hopsfen.

(Fortsetzung.)

Lebst Du noch, Geliebter? so fing er an. Oder bist Du mir tückisch schon vorausgeeilt in jenes dunkle Land, wo Liebe nicht mehr erprobt, aber auch nicht mehr geschieden wird? Du lebst! mir sagt es das Herz. Ich weiß, daß ich nicht mehr leben würde, wärst Du gestorben. Wenn's aber doch geschehen wäre, dann . . . nun, dann mögen sie, die diesen Brief finden und erblicken werden, daraus lesen, daß ich in einer Grube mit Dir, mein Geliebter, begraben sein will, denn sowie das Gerücht Deines Heimgangs zu mir gedrungen sein wird, hab' auch ich den Heimweg angetreten, unverzüglich, ohne Zaudern. Ich will nicht, daß Du mir vorausseilst und meine Seele Deine Seele nicht einholte auf dem schauerlichen Fluge zum Throne des Allliebenden! Nein, ich will Deine fliehende Seele einholen und Arm in Arm mit ihr im Schoße der Unsterblichkeit unterinken. Eile nicht voraus, Geliebter! Oder wirst Du mich verstoßen in der Ewigkeit, weil ich es war, die Deine irdischen Tage freventlich verkürzte? Heinrich, könntest Du das? Nein, Du kannst es nicht! Du bist mein und ich bin Dein! Und ach, Heinrich, laß mich's bekennen, ich bin so glücklich, so überglücklich, seit gestern abend, seit ich weiß, wie sehr, wie innig, wie todesverachtend ich geliebt werde.

Ja, überglücklich und unsagbar unglücklich zugleich, denn mich foltert die Angst um Dich. Erscheine mir im Geiste, wenn Du scheidest von dieser Welt, gib mir ein Zeichen, damit ich Dir sogleich folgen kann. Schwöre Dir selber, daß Du das thun willst, und dann kannst Du's auch, dann geschieht es. Ich bin davon überzeugt. Der Wille eines Sterbenden vermag Ungeheures.

Heute nacht — ich konnte natürlich kein Auge zuthun — hört' ich den Holzwurm in der Thürfüllung nagen. Ich fragte

mich, ob es mein Totenwurm sei, aber ich mußte mir sagen, daß Du Dich auf so zimperlich lästige Art nicht anmelden würdest. Nein, Deiner würdig, scharf und schneidig wirst Du's thun und keinen Zweifel dabei lassen Deiner armen Seraphine!

Als es heute früh hinter meinem Fensterladen krachte, als wäre das Holz von oben bis unten geborsten, dacht' ich schon, das wärst Du. Ums Himmels willen gib mir ein Zeichen, daß Du noch lebst und liebst! Ich leide immensächlich unter dieser Ungewißheit.

Ich will nicht länger leiden! Ich habe hinter Pappas Rücken eins von seinen winzigen Taschepistölehen an mich gerissen. So klein das Ding ist, hat es doch großes Kaliber. Ich glaube dreizehn Millimeter. Aus nächster Nähe abgeschossen, tötet es Mensch und Tier. Ich fand es geladen in seinem Schreibtisch. Ich will es immer bei mir tragen, und sowie ich Botschaft Deines Todes erhalte, soll mir dies zierliche Werkzeug den letzten, liebsten Dienst erweisen.

Wenn Du aber lebst, so gib ein rasches Zeichen, und wenn Du kommst, so komm zu der, die Dich anbeten wird, solange Du die Augen noch öffnest im irdischen Licht.

Komm heute noch, tot oder lebendig! Aber wenn Du lebendig bist, so sieh Dich vor. Papa ist schwer gekränkt über Dein gestriges Benehmen ihm gegenüber auf dem Hausflur. Er nennt es unbegreiflich, herzlos, taktlos. Nimm es nicht übel und verfühne Dich mit ihm. Denke Dir nur, er hat Dich im Verdachte, Du wärest etwas angetrunken gewesen.

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihm solch unwürdigen Verdacht zu benehmen, allein ich muß Dich etwas zu hitzig verteidigt haben, denn auf einmal schlug sein Zorn um und fiel auf einen ganz anderen Verdacht. Leider Gottes, auf den richtigen! Er fand es plötzlich ungemein unpassend, daß Du so lang' und allein bei mir geblieben wärest. Er montierte sich dabei dermaßen, daß er auch mich mit schweren Vorwürfen überhäufte. Ich verteidigte Dich, natürlich. Allein er entgegnete, die Aufforderung, ohne ihn zum Abendbrot zu gehen, habe nicht auch die Einladung enthalten, tief in die Nacht

hinein bei seiner Tochter sitzen zu bleiben. Er werde von nun an Deine Besuche des genaueren kontrollieren und überwachen. Er witterte, wie wenn er eifersüchtig wäre. Es schmeichelte mir ordentlich; aber, Herzensheirich, unser Verkehr wird uns nicht mehr so himmlisch leicht gemacht werden wie bisher.

Doch Du wirst Mittel finden, denn Du liebst mich. Und unter allen Umständen, wenn Du Dich nur bis zu uns schleppen kannst oder tragen lassen mußt, komm heute noch zu uns. Heute noch! Hörst Du? Ich vergehe vor Angst.

Ein Übelstand ist freilich noch dabei. Denn um Dich ganz außer Schuld und frei von allem Vorwurf zu stellen, jagt' ich, Du wärest gestern krank gewesen. Um nun seiner Verzeihung sicherer zu sein, hab' ich Papas Mitleid wohl etwas zu stark angeregt. Nun hat er Sorge, Du möchtest ihm die Cholera ins Haus schleppen. Verlaß Dich darauf, wenn er es möglich machen kann, Deinem Besuche vorzubeugen, so läßt er Dich nicht über die Schwelle.

Also sei listig aus Liebe und vorsichtig aus Schussucht und beharrlich aus Erbarmen, denn ich sterbe, wenn ich Dich nicht noch heute wiedersehe. —

So ungefähr lautete Seraphinens Brief. Ich habe, ganz berauscht von ihrem Herzens-Erguß, seine Worte so oft gelesen, daß ich sie heute noch auswendig weiß. Ich ward nicht müde, mir den Brief immer und immer wieder vorzusprechen, und trug ihn, obwohl ich ihn lang' auswendig wußte, noch monatelang auf dem Herzen, bis er vom langen Tragen in der Uniform an den Einbügen brüchig wurde und auseinanderfiel.

Doch das kam später; vorderhand hatt' ich nichts Eiligeres zu thun, als mich gesund zu melden und den zürnenden Vater meines Liebchens wegen der gestrigen Hast und Gedankenlosigkeit in zehn aufrichtigen Zeilen um Entschuldigung zu bitten.

Da dies schriftlich geschah, hofft' ich, daß er nicht auch noch auf einen Entschuldigungsbesuch gefaßt sein werde. Die Überraschung am Nachmittage gelang denn auch vollständig.

Als mich der alte Herr, der noch ganz voll war von den gestern am Sterbebett seines Freundes empfangenen Eindrücken, auf einmal in seinem Salon auftauchen sah, mich, den ihm die Tochter als unzweifelhaft von der Seuche befallen und in sicherer Lebensgefahr schwebend geschildert hatte, macht' er aus seiner Überraschung wie aus seinem Unbehagen wenig Hehl.

Um ihm den peinlichen Verdacht zu benehmen und mir das Ausharren in der Nähe der Geliebten zu ermöglichen, konnt' ich nichts Gerateneres thun, als meine Gesundheit möglichst zu betonen und zu beweisen, mich über die Mäßen vergnügt, beweglich und eifrig zu zeigen und eins übers andere Mal zu versichern, wie wohl mir in meiner Haut wäre.

Den Vater Seraphinens überzeugt' ich nun nach und nach wirklich von der leiblichen Ungefährlichkeit meines Daseins, seine Tochter aber ward von meinem übermütigen Gebaren, das ohne jede und die geringste schädliche Nachwirkung der furchtbaren Probe sich erwies, in ihrem Gedankengang empfindlich gestört und in ihrem Gefühl grausam verletzt.

Ich merk' es ihr bald an, wie es kälter und kälter in ihr wurde; ich war froh, als uns endlich der Alte, wenn auch nur mehr für kurze Zeit, allein ließ und ich des Prahlens mit meiner Gesundheit überhoben war.

Mir war übrigens wirklich ganz wohl, und als mich nun

Seraphine, sobald der Alte die Klinke hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, mit heller Besorgnis aufs Gewissen fragte: „Wie fühlst Du Dich?“ sah ich keinen Grund ein, etwas anderes als die reine Wahrheit zu antworten: „Selig!“

„Wie, was, selig fühlst Du Dich?“ fragte sie über alle Mäßen erstaunt.

„Ja, gewiß! Himmlisch!“ gab ich zur Antwort. „Wie anders sollt' ich mich in Deiner nächsten Nähe fühlen als bejagt, meine Geliebte!“

„Ich meine physisch!“ versetzte sie mit Nachdruck.

„Physisch?“ jagt' ich. „Wunderbar!“

Ein Ausruf des größten Erstaunens, der nicht anders wie ein Ausruf unverhohlenen Bedauerns klang, war alles, was sie zunächst entgegnete.

Sie betrachtete mich mit gespannter Aufmerksamkeit vom Scheitel bis zum Knöchel. Dann sagte sie: „Ich dachte, Du verstelltest Dich vor Papa aus Liebe. Ich glaubte, Du lächelst aus Vorsicht mit den Lippen, während der Tod in Deinen Eingeweiden wühlte. Ich bewunderte Dein Heldentum, Deine Selbstbeherrschung. Ich fand sogar, daß Du ein wenig übertriebst und mit Deiner Verachtung von Gefahr und Schmerz ein wenig posierst. Und nun hast Du nicht einmal einen Schmerz zu verwinden, hast gar keine Gefahr zu verleugnen? Du fühlst Dich wirklich ganz wohl?“

„Pudelwohl!“ antwortete ich, und da ich merkte, daß ihr der etwas umgebundene Ausdruck mißfiel, setz' ich hinzu: „Freu Dich doch, daß alles so gut abgelaufen ist.“

„Ich freue mich auch darüber,“ antwortete sie, aber mit einer Stimme, der man die Freude nicht angemerkt hätte. Sie versank in Nachdenken und sagte dann plötzlich, mich wieder anblickend: „Merkwürdige Natur, die Du hast!“

„Gott sei Dank, daß ich sie habe!“ rief ich.

Und sie erwiderte, wie nach stummem Grübeln laut fortfahrend: „Bei einer solchen Bärennatur, bei einem solchen Straußenmagen, wie Du einen hast, da war es, genau betrachtet, gar kein so großes Kunststück, meine gestrige Schüssel auszuessen; da war es eigentlich gar keine schwierige, geschweige denn bedenkliche Probe, die ich Dir auferlegte, da waren meine furchtbaren Gewissensbisse eigentlich gar nicht am Platz, denn mit dieser feuerfesten Verdauungsmaschine ließt Du eigentlich nicht die geringste Gefahr. . .“

„Na, ich danke!“ sprach ich. „Diese letzte Nacht war entsetzlich!“

„Nicht so entsetzlich, wie die meine!“ entgegnete sie rasch.

„Ich glaubte — weiß Gott — nicht mehr, Dich wiederzusehen,“ versicherte ich.

„Ich war auf den Tod gefaßt. Sieh hier den Beweis!“ antwortete sie und zog aus einer verborgenen Tasche ihres Kleides ein zierliches Pistölehen belgischer Arbeit hervor, eine richtige Rippschwaffe, einen eleganten Taschentöter, dessen kurzer Kolben aus schwarzem Ebenholz geschnitzt, dessen fingerlanger Lauf aus blauem, eisliertem Stahl war.

„Laß doch sehen!“ rief ich in der natürlichen Neugier des Waffenliebhabers.

Sie aber verbarz das Gewehrchen sofort wieder in den Falten ihres Rockes, indem sie sagte: „Ich geb' es nicht wieder von mir! Keinen Augenblick!“

„Es hat ja doch keinen Zweck mehr,“ jagt' ich, „da ich nicht die geringste Lust habe, so bald das Zeitliche zu segnen!“

„Wer weiß!“ antwortete sie finster. „In dieser Zeit muß man auf entsetzliche Überraschungen und auf schnelle Entschlüsse gefaßt sein!“

Ich begriff, daß es mir in ihrer wunderlichen Anschauung nicht gebient hätte, wenn ich ihr auch noch die letzten Sorgen um mein Befinden mit der Wurzel aus dem Sinn gejätet hätte. Das Verdienst meiner jüngsten, wahrhaft schauerlichen Liebesprobe war mir ohnehin durch die brillante Widerstandskraft meines alten Adams geschmälert in Seraphinens maßgebenden Augen. Ich war aber doch schon soweit vernünftig geworden, daß ich trotz aller Verliebtheit und Eitelkeit diesen Ausgang des gefährlichen Spiels mit Leben und Gesundheit nicht zu bedauern vermochte. Die Hand aufs Herz, war mir's doch ungleich lieber, daß ich mit heiler Haut lachend in die Sonne sah, als daß Seraphine in der Verweisung innigster Liebe sich an meiner blau angelautenen Leiche die Haare ausraufte. Und ich zog es mit bewußtem Behagen vor, das herzige Gesicht etwas unbefriedigt schwellen zu sehen, als daß ich es lebendigen Leibes gar nicht mehr hätte sehen können.

Leider ward es uns, wie Seraphine richtig vorausgesehen hatte, nicht mehr so bequem gemacht, uns zu sehen und zu sprechen. Ihr Vater hatte Verdacht geschöpft und ließ, so oft wir zusammenkamen, ein forschendes Auge auf uns ruhen, das nichts weniger als Arglosigkeit verricht, sondern zur Vorsicht mahnte.

Einen offenen Antrag, sein Schwiegerjohn zu werden, hätt' er, das wußten wir gewiß, lachend mit dem Hinweis auf meinen noch bevorstehenden zwanzigsten Geburtstag abgelehnt. So waren wir zum Geheimnis und zu verstoßener Verliebtheit verurteilt, wenn wir uns überhaupt noch begegnen und lieben wollten. Und das wollten wir noch. Und unter dem Zwang des Argwohns entschiedener denn je.

Wenn ich bei den ersten Zeichen, daß der Gesundheitszustand in Stadt und Land sich besserte, mich mit der Hoffnung trug, daß das Mißtrauen meines väterlichen Freundes sich mit dem allmählichen Verschwinden der Seuche gleichermaßen verringern werde, so erwies sich diese Hoffnung als eitel.

Je fröhlicher die Menschen an ihr sonstiges Tagewerk gingen, je mehr die Sorge vor Ansteckungsgefahr im Verkehr mit den Nächsten schwand, je freier der Blick, je zuversichtlicher das Herz wurde, desto mehr wuchs in dem alten Herrn die Lust, sich ganz und gar seiner Familie und vor allem der körperlichen und geistigen Ausbildung seiner einzigen Tochter zu widmen. Man merkte es ihm an, daß er nichts ernstlicher erwog, als wie er seine Seraphine glücklich und standesgemäß unter die Haube brächte. Und wenn ich ihn die jungen Herren mit den Augen des zukünftigen Schwiegervaters mustern sah, war ich zu meinem Kummer ganz gewiß, daß er dabei den jüngsten Lieutenant in der Garnison, meine amoch so unscheinbare Wenigkeit, gar nicht in Betracht zog.

Es ward mir bald klar, auf welcher Blume der Ritterschaft sein suchendes Auge mit Wohlgefallen und Hoffnung verweilte. Im Herbst war der Sohn eines unserer höchstgestellten Staatsbeamten nach etwa vierjähriger Abwesenheit in unsere Residenz heimgelehrt. Damals war er als ein langaufgeschossener, unbedeutender, unbeachteter junger Mensch nach bestandnem Abiturientenexamen auf Universität gezogen. Die großen Ferien mochte er meist auf dem Gute seines Vaters verbracht haben; jedenfalls war er mir in all der Zeit nicht

wieder begegnet. Nachdem er es zum Referendar gebracht hatte, war er für einige Monate auf Reisen geschickt worden. Nun war er wieder da, ein schlanker, strammer, eleganter Kerl, dem das Selbstbewußtsein aus jedem Quadratcentimeter seines Wesens guckte, und von dessen glänzender Zukunft alle Vettern und Vasen überzeugt waren. Seine Kleider waren nicht in unserem Städtchen gemacht und saßen ihm wie angegossen. Er hatte so eine sprunghedermäßige, muskulöse Art zu gehen, die mir unliebsam auffiel, von anderen Leuten aber gerade hübsch gefunden wurde. Er sprach nicht viel, bewegte sich aber ebenso höflich wie geschmeidig in Gesellschaft. Über sein ganzes Wesen war eine gewisse Schneidigkeit ausgegossen, doch sein Gesicht, das ein ganz kleiner, lichter Schnurrbart kaum beschattete, hätte man mädchenhaft nennen können, wären nicht vier oder fünf große Schmiße darüber kreuz und quer gelaufen. Mir waren zwei Eigentümlichkeiten an diesem Gesicht besonders fatal. Zürs erste ein stehendes, wenn schon kaum sichtbares, doch unglaublich überlegenes Lächeln in den Mundwinkeln, dabei er sich immer etwas zu denken schien, was die aufdringliche Dummheit seiner Mitmenschen vor seiner ebenso verschwiegenen als gerechten Beobachtung entschuldigte. Zürs zweite ärgerte mich die Gewohnheit, ein Einglas ohne Einfassung, ohne Band, ohne andern Halt in die Höhle des rechten Auges zu fneifen, wenn er etwas genauer in Betracht ziehen wollte.

Hatte er das Glas vor dem Auge, wenn ihn ein Bekannter ansprach, so ließ er, wie die Höflichkeit gebot, es mit einer kurzen Bewegung von Lid und Wacke fallen; weil es aber an nichts befestigt war, fiel es zur Erde und ging dort regelmäßig in Scherben, was der Eigentümer nicht weiter beachtete, als indem er ein anderes Exemplar aus der Westentasche zog und sich dieses bei nächster Gelegenheit vors Gesicht klemmte.

Ich hab' ihn an einem Nachmittage also nicht weniger denn zehn Stück solcher Augengläser hintereinander verbrauchen sehen. Ich konnte gar nicht begreifen, wie und wo er all das Glas bei sich trug, und mir kam diese Gewohnheit ebenso getenhaft wie verschwenderisch vor. Die lieben Fräulein in der Stadt aber fanden sie ebenso chic wie originell und den ganzen Herrn Regierungsreferendar einfach reizend. Miß Parker sagte: „just lovely!“

Übrigens muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinem Auftreten niemand kränkte, gegen jeden von uns artig und, wo es hinpasste, zuvorkommend war, in seinen Urteilen über andere eine kluge Zurückhaltung und in all seinem Thun und Lassen eine vornehme Ruhe an den Tag legte, die nicht zu tadeln war.

Hätte mir Miß Parker ihr Wohlgefallen an dem Neuangetommenen so schmeichelhaft geäußert, der edle Jüngling wäre mir vielleicht nicht so verhaßt erschienen. Da aber eingestandenemmaßen auch meine Seraphine für seine Vorzüge nicht blind war, so erregte er mir die Galle, wo immer er mit seinem überlegenen Lächeln mir in die Quere kam.

Wenn ihn Seraphinens Vater als hoffnungsvollen Beamten und perfekten Gentleman rühmte, so hielt ich es für klüger, ihm nicht zu widersprechen. Wenn mir aber die Geliebte selber auf meine dringenden Fragen zugestand, daß der Vater allen Ernstes eine Verlobung seiner Tochter mit dem Sohne seines alten Freundes im Schilde führe, da brodelte

die verhaltene Wut in mir empor und ich sprudelte über von Klagen und Vorwürfen.

Seraphine besänftigte mich freilich anfangs mit Beteuerung ihrer unwandelbaren Liebe und vollkommenen Unschuld. Sie könne ja nichts dafür, daß ihr besorgter Erzeuger sie auf einmal unter die Haube zu bringen strebe und an dem wohl-erzogenen Juristen einen Narren gefressen habe. Sie liebe nur einen, werde ihr Lebtag nur einen lieben und nur diesen einen heiraten. Und dieser einzig eine sei ich.

Mit der Zeit fand aber das Teufelsmädchel an meiner tobenden Eifersucht Gefallen, und ihre Eitelkeit, ihre Selbstsucht spiegelten sich wohlgefällig in meiner Erregung. Diese war ihr ein Zeichen meiner großen Neigung, und sie hütete sich wohl, dieselbe erkalten zu lassen, trug vielmehr, ohne daß ich es merkte, immer hübsch klein Brennholz herzu.

Herabsetzen durft' ich den Referendar nicht mit meinen überschäumenden Scheltworten; sie liebte ihn nicht, aber sie ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Nach ihrer Meinung hatte der Vater ganz recht, wenn er ihn perfect gentleman, und Miss Parker nicht minder, wenn sie ihn just lovely nannte.

Sie dachte nicht im Schlaf daran, sich von ihm heimführen zu lassen — Gott bewahre! — Aber sie wünschte dem schönen Mann ein schönes Weib, dem einsichtsvollen Beamten eine fördernde Lebensgefährtin.

Sie fand die Gewohnheit, immer ein Duzend Monocles in der Westentasche bei sich zu tragen und dieselben im Laufe des Tages auf den Pflastersteinen zersplittern zu lassen, zwar etwas bizarr, aber auch nicht so lächerlich und gefensthaft wie ich, jedenfalls neu und keinesfalls schädlich für die Mitmenschen, insbesondere für die Optiker schon gar nicht.

Das mochte ihr nun alles hingehen. Aber als ich mir solchen Widerpart achselzuckend gefallen ließ, kam sie darauf, mich durch die Gefahr zu reizen, die ihr der entschiedene Wunsch des Vaters aufdrängte, welcher nicht müde wurde, ihr alle Tage und Stunden die Vorzüge einer solchen Partie auseinanderzusetzen.

Der Herr Referendar war aus der besten, war aus altbefreundeter Familie, vierundzwanzig Jahr alt, von Vater und Mutter her wohlbegütet, auf der sicheren Leiter zum höchsten Dienst, durch den Einfluß seines Vaters und das Wohlgefallen des Herzogs getragen, hübsch, vornehm, elegant, und schien nichts dawider zu haben, sich unter ein bequemes angepaßtes, gut ausgestattetes Ehejoch zu schmiegen.

Er selber hatte sich zwar amoch in keiner Weise annähernd oder gar verliebt geäußert . . . Aber bei seiner vornehm zurückhaltenden, diplomatisch verschlossenen Art wollte das noch kein Beweis sein, daß er sich in seinen verschmitzten Gedanken nicht doch ernsthaft mit Seraphinen beschäftigte.

Die eigene Eifersucht und meiner Liebsten Schadenfreude redeten mir ein, daß jeden nächsten Tag eine Erklärung erfolgen möchte. Und Seraphine setzte dann wie eine Verzweifelnde hinzu: „Was soll ich denn thun? Was soll ich sagen? Welche Gründe soll ich meinem Vater angeben, solch einem Manne meine Hand zu verweigern?“

(Fortsetzung folgt.)



Von „Oberto“ bis „Othello.“

Ein halbes Jahrhundert Künstlereruhm.

Zu Verdis Jubiläum.

von

F. A. v. Winterfeld.

Selten ist es den großen Meistern der Tonkunst vergönnt gewesen, auf eine lange Schaffenszeit zurückzublicken. Mozart, Weber, Bellini, Mendelssohn, Schubert, Schumann, Chopin — sie alle haben nicht einmal ihr Leben auf fünfzig Jahre gebracht, und hier steht ein Meister vor uns, der, sechs- undsiebzehnjährig, sein halbhundertjähriges Künstlerjubiläum begeht und allem Anschein nach sein letztes Wort noch keineswegs gesprochen hat. Seit Wagners Tode kann dem italienischen Meister kein lebender Tondichter zur Seite gestellt werden, und er ist nicht nur der erste, sondern auch der populärste Komponist der Gegenwart, dessen Werke zum stehenden Repertoire aller Opernbühnen der Welt gehören.

Ein so bedeutungsvolles Jubeljahr muß die Teilnahme aller Gebildeten erwecken und zu einer Rückschau auf eine so lange, ruhmreiche Künstlerlaufbahn anregen, deren Charakteristikum ein unablässiges, ernstes Streben nach Vervollkommnung, ein steter, wenn auch nicht immer in aufsteigender Linie sich bewegender Fortschritt ist. Welch ein Unterschied zwischen der am 17. November 1839 zuerst auf der Scala in Mailand mit sehr geistlichem Erfolge aufgeführten Oper: „Oberto, conte di San Bonifacio“ und der „Aida“, dem Manzoni-Requiem und dem „Othello.“ Dort eine schülerhafte Erstlingsarbeit, hier die reifen Früchte eines durch stete strenge Arbeit an sich selbst erhöhten und veredelten Genies, die selbst den unmaßgeblichsten Kunsttrichtern, auch in unserem, in musikalischen Dingen so strengen Vaterlande, aufrichtigen Respekt abgenötigt haben.

Sehen wir uns diese Laufbahn ein wenig näher an.

Auf den ersten halben Erfolg des „Oberto“ folgte zunächst der zweifellose Mißerfolg der auf Verlangen des Impresario Merelli von Verdi unter höchst traurigen Umständen — zwei Kinder und seine junge Gattin waren ihm kurz hintereinander durch den Tod entziffen worden — geschriebenen komischen Oper: „Un giorno di regno.“ Wie wieder hat Verdi auch nur versucht, eine komische Oper zu schaffen, wozu es ihm auch offenbar an leichter Grazie und Heiterkeit gebricht. Bei ihm ist alles glutvolle, wenn auch oft verhaltene Leidenschaft, und der Hang zur Tragik durchaus vorherrschend.

Den ersten unbestrittenen Erfolg — wenigstens in Italien — errang die Oper „Rabucco“ mit ihrem biblischen Text im Jahre 1842. In Wien machte sie kein Glück; man fand die Musik ebenso roh und gemüßlos wie den Text, und ein dortiger Kritiker schrieb darüber: „Rabucco ist ein König, der sich für einen Ochsen hält und Gras frißt und von Verdi in Musik gesetzt wurde.“

Wenn übrigens seine Landsleute in der Musik des jungen Meisters etwas Besonderes, ihn von seinen Vorgängern, Rossini, Bellini, Donizetti, vorteilhaft Unterscheidendes witterten, während man ihn in Deutschland tief unter jene zu stellen geneigt war, so haben sie ein feineres Unterscheidungsvermögen hinsichtlich ihrer nationalen Musik bewiesen, als die Deutschen. In der That sollte sich Verdi zu einer ganz anderen künstlerischen Individualität entwickeln wie jene Meister.

Dazu kam auch bald ein politisches Moment. Italien sezte damals unter den Fesseln der Fremdherrschaft, und die Italiener glaubten in den feurigen Gesängen des jungen Meisters das Wehen der nahenden Freiheit zu spüren. Ja, Verdi wurde, obgleich so unpolitisch wie möglich von Natur veranlagt, zu einer politisch-symbolischen Persönlichkeit von seinen Bewunderern erhoben, indem man seinen Namen V. E. R. D. I. — Vittorio Emanuele Re D'Italia — zum Kriegsruf der Patrioten machte.

Fast noch größer als der Erfolg des „Rabucco“ in Italien war der von „I Lombardi“ zu welcher Oper, wie auch zu

den vorhergehenden, Solera den äußerst verworrenen und abgeschmackten Text geliefert hatte; diese Oper sollte die Ehre haben, in der Pariser Großen Oper, französisch bearbeitet, doch ohne sonderliche Wirkung aufgeführt zu werden.

Mit „Ernani“ erst begann Verdi auch für Deutschland wichtig zu werden. In dieser Oper, die 1844 Italien in einen Rausch des Entzückens versetzte, traten des Meisters Eigentümlichkeiten, packender dramatischer Ausdruck und gelungene musikalische Charakteristik, neben vielem Hohem und Trivialem weit auffälliger hervor, als in seinen früheren Werken. Ernani eroberte schnell auch das Ausland, wurde ungemein populär, und die beliebtesten Musikstücke daraus fanden in vielen Tausenden von Exemplaren reisenden Absatz in alle Gegenden der civilisirten Welt und machten den Verleger Ricordi in Mailand zum reichen Mann. Jede italienische Drehorgel wimmerte die Arie der Evira.

Doch schien hiermit das Glück für längere Zeit von dem Meister gewichen. Keine der in den nächsten fünf Jahren in rascher Folge von ihm geschriebenen Opern: «I due Foscari», «Giovanna d'Arco», «Alzira», «Attila», «I Masnadieri», «Il Corsaro», «La battaglia di Legnano», «Luisa Miller» — nach Schillers „Kabale und Liebe“ — und „Stiffelio“, in welcher Oper der Held „Müller“ heißt und von der Prima-donna mit: „Oh, mio Mueller“ angefangen wird, — keine von diesen Opern hatte einen vollen Erfolg, während einige entschiedenes Mißgeschick machten. Damals wurde in Deutschland nicht wenig über Verdi geschimpft und gespottet, und doch offenbaren selbst seine schwächsten Werke genug originelles Talent, um ein halbes Duzend mühsam und sorgfältig gearbeiteter deutscher Kapellmeister-Opern damit auszustatten.

Nach dieser langen Verdunkelung sollte des Meisters Stern um so heller erstahlen durch eine Trias von schnell nacheinander erscheinenden Werken: „Rigoletto“, „Trovatore“ und „Traviata“, die Gemeingut der gesamten musikalischen Welt geworden und geliebt sind und sicher noch lange bleiben werden.

In diesen drei Werken, die man als die seiner zweiten Periode bezeichnen kann, ist Verdi nicht mehr ganz und gar Italiener geblieben; er hat angefangen, Kosmopolit zu werden, indem er sich von der französischen Oper beeinflussen ließ, wenn auch der nationale Typus noch durchaus vorherrschend blieb. Diese Aneignung eines fremden Elementes geschah keineswegs unwillkürlich, sondern vielmehr in der bewußten Absicht, nicht ferner bloß italienische Carnevalsopern zu schreiben, sondern sich den musikalischen Weltmarkt zu erobern. Deshalb wählte er auch von nun an Texte mit Vorliebe aus den Werken der französischen romantischen Schule, wie Rigoletto und Traviata, wodurch er mehr als einmal in erste litterarische Konflikte, namentlich mit Victor Hugo geriet, die ihren Austrag erst im Gerichtssaal fanden.

Von diesen drei Opern hat der Trovatore, der ein wahres Hüllhorn musikalischer Effekte bietet, trotz seines widerwärtigen Textes die größte und unverwundlichste Beliebtheit erlangt. Aber auch Rigoletto und Traviata behaupten sich.

Die erstere Oper, nach V. Hugos «Le roi s'amuse» bearbeitet unter dem Titel: «La Maledizione», wäre fast der sehr strengen österreichischen Censur in Venedig, wo sie zuerst aufgeführt werden sollte, zum Opfer gefallen. Sie verbot sowohl den Stoff wie den Titel. Man war ratlos, zumal Verdi sich zu keiner erheblichen Aenderung herbeilassen wollte. Da trat — seltsam genug — ein Netter auf in der Person eines — Polizeikommissars, Namens Martello. Dieser Mann, nicht ohne litterarische Bildung, riet zu einigen, zwar nicht bedeutenden, aber doch wesentlichen Aenderungen, so, daß man an Stelle des Königs den Herzog von Mantua setzte und den Titel in: «Rigoletto, buffone di corte» umänderte. Es geschah, und die Oper war gerettet.

In der Traviata idealisirt die Musik den sehr peinlichen Stoff. Übrigens fiel dieses nachher so beliebt gewordene Werk bei der ersten Aufführung in Venedig 1853 total durch, jedoch aus einer rein äußerlichen Ursache. Die Darstellerin der Bio-

letta erfreute sich nämlich einer außerordentlichen Körperfülle, und als sie nun im dritten Acte, der die dramatisch-musikalischen Höhepunkte enthält, versicherte, daß sie sehr bald an der Schwindfucht sterben werde, so erregte dies eine mauslöschliche, jede tragische Wirkung vernichtende Heiterkeit im Publikum.

Es wäre nun zuviel gesagt, wenn man diese drei Opern durchaus für Meisterwerke erklären wollte. Sie bieten neben vielen echten und großen Schönheiten doch auch manches Flache, Banale und Triviale, das man aber bei einer so üppigen Fülle des Talenten, wie sie hier zu Tage tritt, gern mit in den Kauf nimmt.

In den nun folgenden Opern: «I Vespri Siciliani», «Arnoldo», «Simone Boccanegra» und «Un ballo in maschera», nähert sich Verdi immer mehr der französischen großen Oper, obwohl er sich ihre spirituelle Grazie und Feinheit nie hat aneignen können. Ihm ist immer am wohlsten, wenn er mit breitem Pinsel al fresco malen darf.

Von diesen Werken ist in Deutschland nur der „Maskenball“ bekannter geworden und auch auf dem Repertoire geblieben.

Die beiden nächsten Opern: «La Forza del destino» und «Don Carlo» — nach Schiller — waren für das Ausland geschrieben, und wahrscheinlich deswegen hat der Meister in ihnen den nationalen Boden fast ganz verlassen, schwerlich zu seinem Glück, denn das erstere Werk wurde in Petersburg sehr kühl aufgenommen, und das zweite hatte in Paris kaum ein besseres Schicksal.

Diese beiden Mißerfolge brachten Verdi zu dem Entschluß, fortan nichts mehr für die Bühne zu schreiben. Jedermann, wohl auch der Meister selbst, hielt seine Schöpferkraft für verbraucht. Nicht viel später sollte die Welt eines anderen belehrt werden.

1872 ging die im Auftrage des Khedive von Aegypten nach einem von dem berühmten Aegyptologen Marietta Bey gelieferten, Verdi höchst anziehenden Stoff geichaffene Oper: „Aida“ in Kairo zuerst über die Bretter.

Der von dort herübertönende Beifall konnte für das europäische Urtheil nicht bestimmend sein, und als die Oper in der Scala in Mailand zur Darstellung kam, wurde sie in ihrer Eigentümlichkeit nicht sogleich erkannt und gewürdigt. Der Unterschied zwischen diesem und den früheren Werken des Meisters war zu groß und auffallend, um nicht, zumal ein italienisches Publikum, zuerst zu befremden und irre zu machen. Hier fehlten alle jene leichteren Trivialitäten und Koseiten, die auch den besten Verdi'schen Opern bisher angehaftet, gänzlich, hier bot der Meister ein Werk von vollkommener künstlerischer Reife dar, welches noch größere Wirkung ausüben würde, wenn der traurige, eintönige Stoff dieselbe nicht beeinträchtigte. Trotzdem war der Erfolg überall ein sehr großer und nachhaltiger.

Auch in Deutschland wurde Aida als ein hochbedeutendes Meisterwerk selbst von den Kunstrichtern anerkannt, die sich früher mehr durch Geißelung der Schwächen, als durch Bewunderung der Vorzüge des Meisters ausgezeichnet hatten.

Wie schon öfter in seinen späteren Werken, so hatte man Verdi auch hier wieder, namentlich in seinem Vaterlande, Germanismus, d. h. Anlehnung an Wagner, zum Vorwurf gemacht. Sehr mit Unrecht; denn wenn auch alle lebenden Ton-dichter in gewissem Sinne dem Einfluß des deutschen Meisters unterliegen, so ist doch von da bis zur Anlehnung und Nachahmung noch ein sehr weiter Abstand, den Verdi nie überschritten hat. Die unterscheidenden Merkmale Wagners finden sich bei ihm keineswegs ausgeprägt. Vergeblich würde man in Aida nach declamatorischem Gesang suchen. Die Melodie herrscht überall vor, und die Formen bleiben, wenn auch freier behandelt, doch stets gewahrt.

Bald nach diesem Triumph sollte Verdi durch einen erneuten Beweis hohen Kunstvermögens auf ganz anderem Gebiete überraschen.

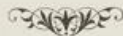
Am 22. Mai 1874 wurde sein, dem Andenken Manzoni's gewidmetes Requiem, am zweiten Jahrestage des Todes des großen Dichters, in der Markuskirche in Mailand mit glänzendstem Erfolge aufgeführt, der ihm auch nachher überall in Ita-

lien und ganz Europa zu teil wurde. Willig erkannte man, namentlich in Deutschland, die hohen Schönheiten des Wertes an, wenn auch hier und da Zweifel an der echten Kirchlichkeit des Stils, in welchem es geschrieben, laut wurden.

Nach langer Pause, im Februar 1887, erschien des nunmehr vierundsiebzigjährigen Meisters „Othello“ auf der Scala in Mailand, die so viele seiner Werke aus der Taufe gehoben. Die Aufnahme, obgleich äußerlich enthusiastisch, erschien doch nicht ohne einen gewissen Vorbehalt. Die hervorragenden deutschen Kritiker, Hanslick von Wien und Ehrlich von Berlin, die der Vorstellung beigevoht, erklärten übereinstimmend die Oper, eine nicht durch prunkvolle Ausstattung blendende, schlechte lyrische Tragödie, für das hochachtbare, abgeklärte, noble Werk eines Meisters, der nie aufgehört hat, nach möglichster Vollendung zu streben. Ein Endurteil über diese Schöpfung wird erst dann möglich sein, wenn sie in Deutschland, wo einige große Opernbühnen, namentlich auch die Berliner Hofbühne, mit ihrer Einstudierung beschäftigt sind, heimisch geworden sein wird.

Wie bereits gesagt, scheint der, trotz seiner sechsundsiebzig Jahre in voller körperlicher und geistiger Frische stehende Meister sein letztes künstlerisches Wort noch nicht gesprochen zu haben. Wenigstens hört man von einer neuen Oper, deren Sujet Shakespeares unsterblicher Liebestragödie „Romeo und Julie“ entnommen sein soll. Fast scheint es, daß Verdi solche Stoffe mit Vorliebe wählt, die bereits andere Tondichter — Rossini hat einen „Othello“, Bellini und Gounod „Romeo und Julie“ komponiert — benutzt haben, ein Beweis dafür, daß er die Vergleichung nicht scheut.

Gleichviel, jede Frucht seines Genius, die der ehrwürdige Meister uns noch bieten wird, werden wir mit dankbarer Freude empfangen und glücklich sein, ihm, dem Stolz und Ruhm seines uns politisch so eng verbundenen Vaterlandes, die Siegespalme reichen zu können.



Über Schulgesundheitspflege.

Von

Prof. Dr. P. Dettweiler.*

Das Wort „Schulreform“ hat für manchen in letzter Zeit einen unangenehmen Beigeschmack bekommen. Mag schon die Zahl der angepriesenen Mittel die Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Motive und Zwecke auch dem glaubensfestigsten Vater und kritikfreudigsten Bürger erbarungslos bloßstellen und dadurch schon die Unmöglichkeit einer allseitig oder auch nur in einigermaßen breitem Umfange befriedigenden „Reform“ erweisen, das Eine sollte zugestanden werden, daß alle radikalen Pläne zu Umgestaltungen, alles gewalttätige Niederreißen des Bestehenden aus demselben Grunde aus der Schulverfassung zu bannen ist wie aus dem Heresewesen. Damit soll nicht gesagt sein, daß auf dem Gebiete des Schulwesens nichts verbesserungsfähig oder, wenn das nun einmal so heißen soll, reformbedürftig wäre. Gerade das Gebiet, für das wir durch die nachfolgenden Betrachtungen Interesse erwecken, Aufklärung herbeiführen möchten, dürfte ein passender und vor allem wirklich auch durchführbarer Gegenstand für jeden sein, dem das Wohl unserer Jugend, auch die „Zukunft der Schulen in Deutschland“ am Herzen liegt, und der nicht bloß durch Reden und Schreiben, sondern auch durch Handeln, was doch wohl zu allen Zeiten das Vornehmere war, dies sonst gar leicht platonisch unfruchtbare Interesse bethätigen will.

* Wir freuen uns, den beherzigenswerten Aufsatz trotz unserer in einzelnen Punkten abweichenden Ansicht zum Abdruck bringen zu können. D. Med.

Freilich ist das Gebiet der Schulgesundheitspflege nicht ausschließlich Sache der Schule, ja nicht einmal vorzugsweise. Es ist viel mehr als bisher zu betonen, daß eine Förderung, eine wirkliche Besserung hier nur dann zu erwarten ist, wenn das Elternhaus nicht mehr in gewohnter Apathie der Schule die für es selber so bequeme Verantwortlichkeit überläßt, sondern da, wo an der Schule verständige Maßregeln für das körperliche Wohl der Kinder und Jünglinge getroffen sind, für sein Teil dieselben sich anzueignen und weiterzuführen sich bemüht. Dafür erwächst der Schule die unabweisbare Aufgabe, allgemeiner und werksreudiger als bisher das körperliche Wohl ihrer Zöglinge zu überwachen, durch Belehrung und Gewöhnung allmählich zur Sitte im Volk werden zu lassen, was vielfach heute noch als unangenehmer Zwang empfunden wird. Daß hygienische Maßregeln, wie sie nicht etwa bloß die Ärzte, sondern mindestens in eben demselben Grade, meist nur mehr auf dem Boden der Wirklichkeit bleibend, die denkenden Pädagogen gefordert und verwirklicht haben, einen unzweifelhaften Einfluß auf das körperliche Wohlergehen haben, ist jetzt wenigstens für ein Gebiet, für das der Kurzsichtigkeit, durch neunjährige Unterfuchungen der Schüler des Giesener Gymnasiums von Professor von Hippel* dargethan. Dieser beweist schlagend, daß da, wo bei der äußeren Einrichtung der Schulen und der inneren Organisation des Unterrichts richtige hygienische Grundsätze befolgt werden, die Kurzsichtigkeit zwar nicht verbannt, aber doch in engen und ungefährlichen Grenzen gehalten wird. Aus der zahlenmäßigen Feststellung der Thatsache, daß an einer solchen Schule im Laufe der letzten vier Jahre die Kurzsichtigkeit eine fortdauernde Abnahme aufweist, wird das Elternhaus, wie auch v. Hippel als Vater und Gelehrter treffend darlegt, manches zu lernen haben, um für sein Teil das Maß von Schuld an der großen Verbreitung der Kurzsichtigkeit unter den gebildeten Massen zu verringern. Auf passende Sitze, Tische und richtige Haltung, auf genügende Beleuchtung und gute Luft in dem Arbeitszimmer wird im Hause im allgemeinen viel zu wenig gesehen. Die Eltern müssen ferner immer mehr darauf achten, daß die Kinder, solange sie körperlich und geistig frisch sind, ihre häuslichen Aufgaben anfertigen und so in verhältnismäßig kurzer Zeit dieselben bewältigen können.

Schon hieraus erhellt es, daß der Arzt an und für sich nicht ausreichend ist, um die Gesundheitspflege in den Schulen in wirklich durchgreifender Weise zu leiten. Denn auch er würde vor den geschlossenen Thüren des Elternhauses Halt machen müssen. Wie indifferent dieses an noch unbequemen Anordnungen und Anregungen gegenüber ist, kann jeder an sich selbst erweisen. Lehrreich erscheint jedoch folgender Fall. v. S. konstatierte bei dem Sohn eines Beamten bei der alljährlichen Untersuchung die ersten Anfänge einer höchst gefährlichen Entzündung der Augen. Er machte den Patienten auf den Ernst seines Leidens aufmerksam und riet ihm, sich sofort behandeln zu lassen; auch der Direktor setzte den Vater in Kenntnis und warnte wiederholt vor einer Vernachlässigung. Nichtsdestoweniger ließ sich dieser nicht bewegen, die Lage für ernst anzusehen, die Entzündung machte rapide Fortschritte, und wenige Jahre darauf war der Knabe fast völlig erblindet!

Würde also der Einfluß der Ärzte schon vielfach an der mangelhaften Einsicht der Eltern scheitern, so stehen doch der von Publikum und Ärzten vielfach dringend geforderten Überwachung der Schulen durch sogenannte „Schulärzte“ noch andere, ganz erhebliche Bedenken gegenüber. Diese ganze Frage ist so vielfach auf Kongressen, in der Litteratur und der Presse behandelt worden, daß sie eine zusammenfassende Beleuchtung verdient. Es kann heute als sicherlich berechtigte Forderung des allgemeinen Wohls angesehen werden, daß die ärztliche Wissenschaft hinsichtlich der Baulichkeiten und Einrichtungen der Schulen sowie deren Umgebung zugezogen werden muß. Dies

* Über den Einfluß hygienischer Maßregeln auf die Schulumyopie von Dr. A. v. Hippel, v. Professor der Ophthalmologie und Direktor der ophthalmologischen Klinik zu Gießen. J. Niderische Buchhandlung 1889.

geschieht am wirksamsten durch den Medizinalbeamten im Verein mit dem Bautechniker und Pädagogen. Die gutachtliche Prüfung wird sich dabei auf folgende Punkte zu erstrecken haben: Licht- und Luftverhältnisse innerhalb und außerhalb der Schulgebäude, Lage der Treppen und Korridore, der einzelnen Unterrichtszimmer, der Schulhöfe und Turnplätze, Lage und Einrichtung der Bedürfnisanstalten, Heizung und Ventilation, Trinkwasser- und Abwasser-Verordnung. Das Eingreifen des Arztes bei Epidemien, sowie die Bestimmung und Kontrolle etwaiger Desinfektionsmaßnahmen fällt unter die allgemeinen sanitätpolizeilichen Vorschriften.

Alle weiteren Forderungen auf diesem Gebiete sind unmöglich zu erfüllen, entweder aus pekuniären Gründen, oder wegen der mangelnden Vorbildung der Ärzte selbst, oder auch wegen der damit verbundenen Frictionen, die nach einer anderen Richtung viel mehr Nutzen anrichten würden, als auch im günstigsten Falle Gutes denkbar wäre.

Schon aus Mangel an Mitteln müssen bis auf absehbare Zeit die Vorschläge, die namentlich von Prof. H. Cohn in Breslau gemacht worden sind, als unausführbar bezeichnet werden, ohne daß wir deshalb die allgemein menschenfreundliche Absicht derselben leugnen wollen. Diese gehen darauf hinaus, sämtliche Schulen in ihrer äußeren und inneren Einrichtung unter die diktatorische Gewalt der Ärzte zu stellen. Ein Regierungsschularzt soll sämtliche Schulen seiner Provinz regelmäßig revidieren und alle gesundheitschädlichen Klaffen einfach mit Polizeigewalt schließen. Jede Schule soll einen Schularzt mit Sitz und Stimme im Schulvorstand haben. Mehr als 1000 Kinder sind keinem zu überweisen. Außer allen möglichen anderen Obliegenheiten muß er bei Aufstellung des Lehrplans zugezogen werden und soll das Recht haben, jeder Unterrichtsstunde beizuwohnen. Letzteres soll mindestens monatlich einmal geschehen. Es ist einleuchtend, daß bei der Vielseitigkeit der Aufgaben die Thätigkeit des Schularztes nicht als Nebenbeschäftigung zu denken ist, wenn auch Cohn sich mit dieser Hoffnung zufrieden giebt. Es würde, wenn wirklich alle die Untersuchungen und sonstigen Arbeiten, die man von dem Schularzt fordert, geleistet werden sollten, ein solches Maß von Opfern den Kommunen oder dem Staate auferlegt werden, daß man sagen muß, wer so weitgehende Vorschläge macht, entfernt sich himmelweit von dem Boden des Erreichbaren und Vernünftigen. Aber auch wenn wir von Staats wegen der Notwendigkeit das Opfer brächten und die Millionen, die erforderlich wären, sei es woher es sei, beschafften, so hieße das doch einzuweilen das Faß der Danaiden füllen. Zunächst ist man selbst in ärztlichen Kreisen noch gar nicht einig über die zu treffenden hygienischen Maßregeln. Natürlich: die Hygiene ist eine neue Wissenschaft, und wenn sie auch die weitgehendste Pflege an den Stätten aller Wissenschaft verdient, so wird man sich doch sagen müssen, daß vieles noch zu klären und zu prüfen ist, bis es auf den Namen einer feststehenden Thatsache Anspruch machen darf. Millionen aber für Experimente in der Schule zu verwenden, geht nicht an. Es wäre dies nicht nur eine unsinnige Verschwendung, es wäre auch ein Verfehlen aller Pädagogik. Denn die Schule trägt so wenig ein Experimentieren auf diesem Gebiete als auf anderen. Also vorerst müssen noch ganz andere Erfahrungen gesammelt werden, ehe der Staat die unbedingte Durchführung mancher von Hygienikern vorgeschlagener Maßregeln fordern kann.

Nun hat allerdings Cohn geglaubt, den Hinweis auf den Geldgesichtspunkt dadurch entkräften zu können, daß in Breslau die für die dortigen 50000 Schulkinder nötigen fünfzig praktischen Ärzte unentgeltlich ihre Mithaltung auszuführen sich bereit erklärt hätten, und durch die Vermutung, daß sich ohne Zweifel auch sonstwo die Ärzte bereit finden würden, das Amt eines „Schularztes“ zu übernehmen. Wie unhaltbar aber und unzweckmäßig dieser Vorschlag, zumal von seiten eines Augenarztes ist, hat v. Hippel schlagend dargethan. Denn abgesehen davon, daß in kleinen Städten und auf dem Lande der Arzt gar nicht im stande wäre, ohne Entgelt das höchst zeit-

raubende Amt zu übernehmen, werden einem solchen „die dazu erforderlichen speciellen Kenntnisse in der Regel fehlen.“ Man erzählt sich von dem alten Prof. Friedrichs, der eine sehr milde Beurteilung im Examen geübt haben soll, er habe dies mit der Bemerkung motiviert: „Es muß auch schlechte Ärzte geben.“ Jedenfalls gehört doch eine sehr große Naivität dazu, den ärztlichen Stand im allgemeinen so hinzustellen, als sei derselbe wirklich im großen und ganzen gewillt, die zahlreichen und mühevollen Studien fortgesetzt zu machen, die auf den Gebieten der Schulgesundheitspflege in bunter Fülle notwendig sind. Das, was M. Lazarus einen „gebildeten Arzt“ nennt, ist doch auch nicht zutreffend für den Typus des Arztes. Wenn ich den Mitteilungen eines sehr hochtenden Pathologen glauben darf, so sind in keinem Stande die Extreme so nahe bei einander zu finden wie in dem ärztlichen: der feine Psycholog, der nicht bloß den engsten Kreis des notwendigen, sondern auch den weiteren des zuträglichen, den Geist erhellenden und belebenden Wissens sich angeeignet hat, der wissenschaftlich Weiterarbeitende neben dem stumpfen Handwerker, dessen Thätigkeit in den engen Grenzen seines Faches mehr oder weniger gründlich bleibt, und den der Sprachgebrauch so treffend in eine Linie mit der nützlichen Kunst der Barbierere stellt. Würde also dem beliebigen praktischen Arzte in vielen Fällen schon die Allgemeinbildung fehlen, die er unbedingt haben müßte, wenn er in Sachen eben dieser Bildung, der Erziehung und des Unterrichts mitsprechen wollte, so kann darüber gar kein Zweifel sein, daß ihm die Fachkenntnisse abgehen, die bei der heutigen Spezialisierung der medizinischen Fächer nun einmal für alle speciellen Untersuchungen notwendig geworden sind. Wo also z. B. verlangt wird, daß der Schularzt sich über die Sehstörungen der Schüler in genauer Kenntnis erhalte, da wird verkannt, daß dazu so specielle Studien, Instrumente und Maßnahmen gehören, daß sie der gewöhnliche Arzt, auch der Medizinalbeamte, einfach nicht leisten kann. Also soll man eine solche ihm unmögliche Leistung auch nicht von ihm verlangen. von Hippel berichtet über diesen Punkt folgendes: „Noch eklatanter zeigte sich das mangelnde Verständnis für den Nutzen einer fortgesetzten ärztlichen Untersuchung bei den Schülern und Eltern nach einer anderen Richtung, in der ich selbst nicht erwartet hätte, ihm zu begegnen. Obgleich ich bei jeder Untersuchung die kurzfristigen Schüler vor dem Gebrauch falscher Gläser gewarnt und jede unrichtige Brille als solche ausdrücklich bezeichnet hatte, ergab die in diesem Jahre vorgenommene neunte noch folgendes deprimierende Resultat: nur 24, Prozent der myopischen (= kurzfristigen) Augen waren mit richtigen Gläsern versehen, 47, Prozent, denen ich die Benutzung von torrigierenden Gläsern empfohlen, trugen gar keine, und bei 28 Prozent fand ich direkt falsche; letztere waren teils von ärztlicher Seite, teils von „Optikern“ ausgesucht.“ Ich denke, diese Thatsache spricht für sich selbst, freilich nicht für die „Schularzte.“ Es ergibt sich daraus, daß alle Forderungen, welche regelmäßige, nur von Spezialärzten ausführbare Untersuchungen in der Schule erstreben, nur den Wert akademischer Erörterungen haben und in der Praxis einfach unerfüllbar sind. Ebenjowenig wird ein praktisch denkender Mensch es für möglich halten, daß ein „Schularzt“ mit etwaigen Veränderungen in dem Gesundheitszustande eines jeden Kindes völlig vertraut sei. Übrigens hat sich schon der Generalarzt Dr. Wasserfuhr (früher Ministerialrat in Straßburg i. G., jetzt Stadttrat in Berlin) auf dem sechsten internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Wien 1887 dahin ausgesprochen, daß zur hygienischen Beaufsichtigung der Schule besondere Schularzte nicht erforderlich seien.

Und nun endlich die Kette von Frictionen, die sich folgerichtig aus der Diktatur des „Schularztes“ ergeben würden! Da würden zunächst die Eltern und der Hausarzt, dem diese ihr Vertrauen schenken, in Betracht kommen. Daß es der verschiedenen, oft einander geradezu entgegengesetzten Meinungen unter den Ärzten fast so viele giebt, als Ärzte selbst, lehrt jeder Tag. Und trotz aller Vorliebe für eine über allem stehende

starke Staatsgewalt möchten wir doch dem Vater einen derartigen Eingriff in seine unveräußerlichen Rechte kaum mit Zug zumuten dürfen, daß er sich auch den Arzt von Staats wegen dekretieren lassen soll. Dem Schüler, um den es sich ja nun doch eigentlich handelt, würde das Certieren des Schul- und Hausarztes gewiß am letzten Teil zu gute kommen.

Weniger Anstoß würde vielleicht das große Publikum daran nehmen, wenn der Lehrer neben Direktor, Schulrat u. s. w. auch noch irgend einen oder mehrere Ärzte als Vorgesetzte bekäme, die ihm, wie es medizinische Heißsporne und ihre Nachbeter wollen, einfach nach Gutdünken in den Unterricht hineinreden und den „Schulmonarchen“ mit mehr oder weniger Takt — es ist immer gut, wenn man in dieser Beziehung nicht allzusehr Optimist ist — zum Schultdiener in den Augen der «lascivi pueri» herabsetzten. Daß das Unterrichten eine Kunst und eine wahre Wissenschaft ist, die gelernt und zwar recht ernst gelernt werden will, ist ja eine Wahrheit, deren Annahme manches bequeme Räsionieren mit einem Schlage verstummen lassen müßte, und die deshalb in absehbarer Zeit noch nicht als solche zur allgemeineren Erkenntnis gelangen wird. Allerdings giebt es auch Ärzte, die meinen, daß die Schule wissen muß, wie sie ihre intellektuellen Ziele erreicht, und sich in ihren Lehrplan so wenig hineinreden lassen kann, wie die Medizin in ihren Heilplan; aber andere sind auch weniger freundlich und weisen den Lehrern ungefähr die Stelle der antiken paedagogi an, die bekanntlich Sklaven waren. Ohne auf Details einzugehen, möchte ich nur einen Gesichtspunkt hervorheben, der zeigt, wie allerdings das Elternpublikum, speciell das gebildete, ein eminentes Interesse daran hat, dem Lehrerstande eine gewisse Selbständigkeit zu wahren und nicht ihn äußerlich herabzudrücken. Es ist dem vorurteilslosen Beobachter kein Zweifel, daß in unserem Stande viele, ja sehr viele sind, denen der freie Blick, die richtige Beurteilung von Menschen und Dingen, die Fähigkeit des Lessingschen „Aus einer Seiz in die andere Sezens“ in bedauerlichem Maße abgeht. Die Gründe für diese in Wirklichkeit viel weiter verbreitete, wie aus unseren Kreisen selbst zugestandene Inferiorität des Standpunktes liegen vornehmlich in dem Material, aus dem sich vorwiegend oder doch im Vergleich zu den anderen Ständen ungewöhnlich zahlreich die höhere Lehrerwelt ergänzt. Gilt einmal der höhere Lehrerstand in den Augen der Welt ebensoviel wie die übrigen Studien, und wenden sich ihm infolge davon in viel größerer Zahl wie seither mehr die Söhne des nach Bildung und Lebensauffassung maßgebenderen Teils unserer Nation zu, dann wird nach unserer sicheren Überzeugung ein gut Teil der Schäden, die heutzutage mit Recht der Schule vorgeworfen werden, verschwinden. Die Unbefangenheit der Auffassung und den Blick für die Realitäten lernt man eben nicht in philologischen, mathematischen und anderen Seminarien. Jeder, der es gut mit der Schule, also auch mit einem Stück von sich selbst meint, sollte also im Interesse einer inneren Hebung des Lehrerstandes alles vermeiden, was dessen äußere Hebung zu erschweren oder herabzudrücken geeignet ist. Das letztere würde aber unzweifelhaft erfolgen, wenn wir die ärztliche Omnipotenz in die Schule bekämen.

Daß es wirklich Gebiete giebt, die nur der — verständige — Pädagog kennen kann, dafür nur ein Beispiel. Unsere ärztlichen Gutachten über die geistige Anspannung bei dem Unterrichte leiden ohne Ausnahme an dem Fehler, daß sie die angespannte Aufmerksamkeit und Denkhätigkeit des erwachsenen Einzeldenkers zur Grundlage nehmen, aber dabei die notwendig eintretende Anspannung und Erleichterung beim Massendenken außer acht lassen. Jeder Lehrer weiß, daß im Massenunterricht ein gut Teil der wiederholten Erklärungen und Übungen nur dadurch notwendig wird, daß es nicht möglich ist, alle Schüler zugleich in gleicher Aufmerksamkeit zu erhalten. Durch die gleichmäßige Thätigkeit und successive Äußerung von mehreren erfolgt notwendig eine Anspannung des einzelnen. Daß die Ärzte diese pädagogisch durchaus bekannte Thatsache unberücksichtigt lassen, ist ihnen nicht zu verübeln, allein sie mögen dafür doch auch dem Lehrer lassen, was des Lehrers ist.

Freilich sollte es eine Ehrensache für den Lehrer sein, sich das Maß von hygienischen Kenntnissen anzueignen, das notwendig ist, um die von den Regierungen zu erlassenden Maßregeln durchzuführen, ja noch mehr, um dem Gesundheitszustande seiner Schüler, die er ja stündlich zu beobachten hat, und an denen ihm, wenn er sein Augenmerk darauf richtet, jede kleinste Veränderung auffallen muß, die Fürsorge zu widmen, die zu jedem Unterricht, wenn derselbe den Namen eines erziehenden Unterrichts verdienen will, recht eigentlich gehört. Es ist sicher, daß die allgemeinen schulhygienischen Kenntnisse jeder gebildete Mensch sich aneignen kann. In hervorragendem Maße muß jeder Leiter eines Schulwesens darin zu Hause sein. Aber auch den Lehrern müssen die allgemeinen Gesichtspunkte und die besonderen Einrichtungen, welche dazu dienen, den Sitz- und Schverhältnissen, dem Gehöre, der Ventilation und ähnlichen Anforderungen gerecht zu werden, zum Verständnis gebracht werden. Daß zur Zeit unter ihnen vielfach noch ein recht geringes Verständnis für die Aufgaben der Schulgesundheitspflege besteht, wird man zugeben müssen. Es läßt sich aber voraussehen, daß die Einsicht in die Bedeutung derselben und in den Wert der Gesundheit für das allgemeine staatliche Wohl im gleichen Maße zunimmt, wie bei den übrigen gebildeten Ständen. Nur sind im allgemeinen die Ärzte nicht besser daran. Seines kräftigen Wort im Romanzero von dem Rabbi und dem Mönche wird wohl nicht ganz mit Unrecht auf beide Teile angewandt werden dürfen. Mit der fortschreitenden Erkenntnis von der Notwendigkeit einer besseren praktischen Vorbildung fürs höhere Lehramt wird auch die Frage, wo und wie die Schulgesundheitspflege zum obligatorischen Studium der höheren Lehrer gemacht werden soll, sich lösen lassen. Es kann dies, wie auch v. Hippel glaubt, in den pädagogischen Seminarien während des ersten Vorbereitungsjahres der Probekandidaten allein wirksam geschehen. Denn dann geht das praktische Interesse mit der theoretischen Unterweisung Hand in Hand.

So müssen die drei Faktoren, auf denen die Gesundheitspflege, auch die in der Schule beruht, noch alle lernen, sich gegenseitig befruchten und unterstützen, und so äußerlich getrennt, aber innerlich in der Sorge um des Vaterlandes höchstes Gut vereint den Beweis liefern, daß eine hoch entwickelte Kultur die unvermeidlichen Zugaben derselben in ihrer Schädlichkeit auch einzuschränken versteht. Aber jedem das Seine, dem Vater, dem Arzte wie dem Lehrer!



Freiheit.

Eine Plauderei von Heinrich Kana.

(Sehr elegant eingerichtetes Boudoir. An einem Fenster vorn rechts sitzt Elise über ihre Arbeit gebeugt. Ihr Gatte tritt ein.)

Arthur: Nun, noch immer böse?

Elise (erregt): Böse? Empört!

Arthur: Wie man sich so hartnäckig der besseren Einsicht verschließen kann!

Elise (wie oben, sieht ihn mit blühenden Augen an): Ich soll vielleicht noch Ja und Amen dazu sagen, daß es Dir plötzlich beliebt, meine Lektüre zu überwachen? Ich bin ja ein sechzehnjähriger Badfisch!

Arthur: Von diesem charmannten Zustand trennt Dich ein Menschenalter von fünf Jahren!

Elise: Das Du aber einfach ignorierst!

Arthur: Weil ich Dir verbiete . . . ich wollte sagen: Dich bitte, die modernen Realisten noch für eine Weile ungelassen zu lassen? Dazu veranlaßt mich nicht die Rücksicht auf Dein Alter . . .

Elise: Sondern?

Arthur: Sondern auf Deinen Stand als Dame der guten Gesellschaft! Die vertragen nicht die scharfe Luft, die einem aus diesen Büchern entgegenweht!

Elise (hell auflachend): Ausgezeichnet! Wir sollen uns wohl in Zukunft auf die Marlitt beschränken? Nein, die ist vielleicht auch noch zu scharf! Aber vielleicht die Wildermuth...? Nein, auch die nicht...! Die Hoffmannschen Erzählungen — das ist's!

Arthur (im Zimmer auf und ab gehend): Die Hoffmannschen Erzählungen... hm... die Hoffmannschen Erzählungen... hm. (Bleibt vor ihr stehen.) Weißt Du, das ist eine Anregung, die nicht so ohne weiteres verwerflich ist! Ich erinnere mich zwar nur an eine einzige... warte, wie hieß sie doch nur... ja: „Ehrlich währt am längsten“... aber die hat mir auch sehr genützt! Da kam ein Holzschnitt drin vor, der in meinem Leben geradezu eine entscheidende Rolle gespielt hat! Er steht mir noch jetzt vor Augen! Er zeigt den Helden... den anderen nämlich, der nach Hoffmanns Voraussicht nicht am längsten währen sollte, weil er schon als Schuljunge Birnen stahl, wie er schließlich richtig soweit kommt, bei nachschlafender Zeit, das Messer in der Rechten, die Diebslaterne in der Linken, das Haar zerrauft, das Hemd etwas defekt — Hoffmann, der seine Menschenfeinder, stattet alle Bösewichter mit zerrauftem Haar und fragwürdiger Leibwäsche aus — in ein fremdes Haus einzudringen... Das Bild hat auf mich den tiefsten Eindruck gemacht, und schon als ganz kleiner Junge habe ich mir fest vorgenommen, es nicht auf dem verhältnismäßig leichteren, aber gefährlichen Weg des Birnendiebstahls zum Millionär zu bringen, sondern auf dem mühsamen ehrlicher Arbeit...

Elise (ammütig): Du bist ein... ein...

Arthur: Na, sprich's mir aus: ein frivolster Spötter, ein Mensch, mit dem man kein ernstes Wort sprechen kann...

Elise (wider Willen lachend): Ich will wenigstens nicht widersprechen!

Arthur: Nicht? Das ist ja ein ganz artiges Charakterbild, das Du da von mir entwirfst! Aber sag' selbst: Mein guter Vater gab für das Buch vierzig bis fünfzig Pfennige aus, und damit stattete er seinen Sohn mit der unter allen Umständen schätzenswerten Tugend der Ehrlichkeit aus. War das nicht eine zweckmäßige Investition? Profitierst Du denn wirklich aus Deinen Büchern sechs- bis zwölfmal mehr, als was die Ehrlichkeit wert ist?

Elise: Warum sechs- bis zwölfmal mehr?

Arthur: Nun, da jedes dieser Bücher drei bis sechs Mark kostet, muß auch der Profit ein entsprechend größerer sein, — wenigstens wenn ich die Sache vom Standpunkt eines handelsgerichtlich protokollierten Großhändlers beurteilen darf.

Elise: Da will ich Dir sagen, was ich profitiere. Ich lerne aus diesen Büchern, daß es Bösewichter giebt, ganz ausgemachte Bösewichter mit korrekt geschittelten Haaren und tadelloser Leibwäsche, mein Blick schärft sich für die Menschen der Wirklichkeit, hundert alberne Vorurteile, die man noch immer den modernen jungen Mädchen eintrichtert, fallen von mir ab, — kurz, ich profitiere aus diesen Büchern die unter allen Umständen schätzenswerte Eigenschaft der geistigen Freiheit!

Arthur: Der geistigen Freiheit! So, ja...!

Elise: Ja! Aber das ist wohl nicht preiswürdig? Rentiert sich nicht?

Arthur: Das schon! Oh!

Elise: Nun also?

Arthur: Wenn Du das nur auch wirklich profitiertest!

Elise: Warum zweifelst Du?

Arthur: Siehst Du, ich zweifle ja nicht, daß Zola, Ibsen, Tolstoi u. s. w. ehrlich bestrebt sind, geistige Freiheit prima Qualität zu liefern, denn sie sind ja in ihrer Branche Firmen ersten Ranges... Aber ob sie Dich damit auch wirklich bereichern...?

Elise: Warum sollten sie das nicht?

Arthur: Weil ich auch nicht jeden zum Maler mache, dem ich meine vorzüglichsten Farben verkaufe!

Elise: Ach so, Du zweifelst an meiner Fähigkeit, meine Lektüre zu verarbeiten?

Arthur: Nicht an Deiner Fähigkeit, aber an Deinem Willen!

Elise: Wenn's bloß das ist, dann kamst Du vollkommen ruhig sein! An Willen mangelt's mir nicht!

Arthur (ungläubig): An ernstlichem Willen?

Elise: Ja, an ernstlichem Willen. Das will ich Dir gleich beweisen!

Arthur (setzt sich): Laß hören! Du machst mich neugierig.

Elise: Wenn ich eines dieser Bücher gelesen habe, dann beginne ich sofort mit der Verarbeitung! Unverzüglich!

Arthur: Da bist Du ja recht hausälterlich mit Deiner Zeit! Das ist ja recht schön! Aber wie geschieht denn diese Verarbeitung...?

Elise: Einfach so: Ich nehme die Gestalten des betreffenden Buches der Reihe nach her... und vergleiche sie mit den Leuten aus meinem Bekanntenkreis! Mit den Leuten aus meinem Bekanntenkreis, verstehst Du! (Arthur nickt.) Und (enthusiastisch) in der Regel finde ich auch unter den letzteren einige heraus, die ihnen als Urbilder hätten dienen können!

Arthur: Ach so... Ein ganz neues Gesellschaftsspiel!

Elise (immer enthusiastischer): Ja, ja! Und Du würdest gar nicht glauben, wie das einen amüsiert! Man errät auf einmal die verborgene Bedeutung von Worten, Mienen, Handlungen, an denen man bisher achtlos vorüberging. Denn das errät man! Hier ahnt man eine furchtbare Leidenschaft, dort merkt man eine bittere Erfahrung, dort wieder irgend ein schreckliches Geheimnis. Ganze große Gebiete, die einem bisher unbekannt waren, thun sich vor dem erstaunten Auge auf. Diese Lektüre wirkt wie eine Erlösung. Es ist, als ob man sein Lebelang in einem dunkeln Kerker gefesselt hätte, und nun drückte einem jemand plötzlich den Schlüssel zur Kerkerthür in die Hand, und man tritt hinaus, und die große Welt liegt vor einem... Man kann überall hingehen... Man ist frei, frei, frei!

Arthur: So ernstlich ist es Dir um Deine geistige Befreiung zu thun...!

Elise: Oh!

Arthur: Das habe ich freilich nicht geahnt! (Mit einer plötzlichen Eingebung.) Aber da wird Dir der Besuch der Frau Berger sehr erwünscht kommen!

Elise (erfreut): Ach, Frau Hofrätin Berger wird heute kommen? Das freut mich in der That! Die schwärmt auch so für meine Lieblings-Schriftsteller!

Arthur: Nein, nicht die Hofrätin!

Elise (erstaunt): Wir haben doch sonst in unserem engeren Kreise keine Bergers!

Arthur: Sie gehört auch eigentlich nicht zu unserem engeren Kreise!

Elise: Ich erinnere mich überhaupt nicht, daß ich mit einer Dame dieses Namens...

Arthur: Da will ich Dir ein sehr einfaches mnemotechnisches Hilfsmittel an die Hand geben! Sieh Dir mal das an! (Zeigt auf ihre Fußspitze.)

Elise: Was? Meine Stiefeletten?

Arthur: Ja! Nun, was siehst Du?

Elise (stotternd): Einen niedlichen kleinen Schuh!

Arthur: Allerdings! Aber da fällt Dir gewiß auch der Name des Mannes ein, der dieses Kunstwerk geschaffen hat!

Elise: Der Mann heißt allerdings Berger!

Arthur (befriedigt): Siehst Du!

Elise (ohne zu begreifen): Wie? Was? (Plötzlich.) Du willst doch nicht etwa damit sagen, daß... die Frau des Schusters mir die Ehre erweisen will, mich zu besuchen?

Arthur: Eben die!

Elise (aufgebracht): Was? Die Schustersfrau? Ist sie denn verrückt geworden? Ja, woher weißt Du denn das überhaupt?

Arthur (harmlos): Ich war heute in Bergers Laden, um mir ein Paar Stiefel zu bestellen, und da...

Elise: Und da kündigt sie sich an, vielleicht gar, während sie Dir in Vertretung ihres Mannes das Maß nahm?

Arthur (ruhig): Ja . . . Wir kamen dabei ins Gespräch, und sie sagte, sie habe schon oft gehört, Du seist eine so liebenswürdige Dame, sie hege schon lange den Wunsch, Dich kennen zu lernen . . . Da meinte ich, nichts sei leichter als das, heute sei ohnehin Dein Jour, sie solle nur kommen!

Elise (starr): Wie? . . . Du selbst . . .!

Arthur (lacht): Ja . . . (Auf und ab gehend): Aufrichtig gesagt, es entfuhr mir nur so, und es hat mich nachträglich ein wenig gereut . . . Aber nun bin ich recht froh . . . Nach dem, was Du mir soeben gesagt hast, glaube ich Dir so recht aus der Seele gesprochen zu haben! (Zich ihr nähernd): Aber es scheint nicht . . .!

Elise: Nicht wahr, Du hast doch nur geärgert?

Arthur: Ganz und gar nicht!

Elise: Also wirklich! (Sitzt auf einen Stuhl, hinstarrt schlingend): Ja, willst Du mich denn unmöglich machen?

Arthur: Kind, sie ist doch eine brave, anständige Frau! Durch und durch anständig! Bei der bist Du der Mühe überhoben, Mienen und Gebärden zu beobachten! Die hat nichts zu verbergen! Und arbeitsam ist die Frau, arbeitsam! Die Hände sollst Du mal angreifen! Wie Leder!

Elise: Wirklich?

Arthur: Ja! Kurz, ich sehe nicht ein . . . Oder hast Du etwas Nachtteiliges über sie gehört?

Elise (wie geistesabwesend): Nein . . . nein . . .

Arthur: Dann begreife ich wirklich nicht . . .!

Elise (springt auf, erregt): Du begreiffst ganz gut! Ich kann doch keine Schustersfrau empfangen . . . Frau Regierungsrat Schloffer . . . Frau Doktor Felder . . . Frau Konsul Buschmann . . . Frau Kommerzienrat Horst und (mit einer ironischen Verbeugung) Frau Schuster Berger! (Zornig lachend): Haha! Frau Schuster Berger! Es ist zu nett! Mein Herr Gemahl hat mir da wirklich eine allerliebste Überraschung zugebracht!

Arthur (hastig): hm, da stünden wir also noch! So, ja! Ja freilich, eine Schustersfrau empfangen — Welch entsetzlicher Gedanke! Ja, wenn der Mann wenigstens Stiefel en gros erzeugt und sich Schuhwarenfabrikant schimpfen ließe, dann wäre es vielleicht doch schon denkbar! Denn es ist klar, daß das größere oder geringere Quantum Stiefel, das er erzeugt, auch das größere oder geringere Maß gesellschaftlicher Achtung bedingt, das wir ihm entgegenbringen! Oder wenn er sich darauf beschränkte, das Leder zu den Stiefeln zu liefern! Ein Lederhändler . . . hm . . . der kann unter Umständen ganz jalonsfähig sein! Natürlich, wenn er, statt Stiefel und Leder zu verkaufen, einfach und großartig die dazu gehörigen Ochsen züchtet — ein Landwirt, ein Großgrundbesitzer — das ist der Gipfel bürgerlicher Vornehmheit! Kurz, man könnte das Gesetz aufstellen: Die Wertschätzung, deren wir uns als Menschen erfreuen, steigt in dem Maße, als sich unsere Thätigkeit der Viehzucht nähert! Es ist gerade so einleuchtend wie eines der vielen anderen Gesetze, nach denen sich die ständische Gliederung der modernen Gesellschaft richtet! Und davor beugt sich auch ein Geist, der die Realisten und Naturalisten zu dem Zwecke studiert, um frei, frei, frei zu werden!

Elise (mürrisch): Das hat doch nichts mit meiner Lektüre zu schaffen!

Arthur: Doch, doch!

Elise (wie oben): Ich wüßte nicht wie!

Arthur: Du sagtest, daß Du Dich bestrebst, in Deinem Bekanntenkreis die Urbilder zu den Gestalten, die in den realistischen Romanen und Dramen geschildert werden, aufzufinden. Nennst Du diese Urbilder auch bei ihrem wahren Namen?

Elise: Ich denke wohl!

Arthur: Gut, dann sag' mir, als was bezeichnest Du denn zum Beispiel den Herrn Konsul Buschmann?

Elise: Konsul Buschmann ist meiner Ansicht nach ein charmanter Lebemann; ich wüßte aber nicht . . .

Arthur: Natürlich — ein charmanter Lebemann! Denn

wie allen Angehörigen der guten Gesellschaft ist auch Dir die Falschmünzerei im Sprechen zur zweiten Natur geworden. Ein charmanter Lebemann! Wie harmlos das klingt! Harmlos? O, schmeichelhaft, anerkennend! Wenn Du aber Deiner Erkenntnis die Ehre geben willst, weißt Du, wie Du diesen Herren Konsul heißen mußt?

Elise: Nun?

Arthur: Einen Wüstling.

Elise: Aber Arthur!

Arthur: Ein unfeines Wort? Ja, die Wahrheit ist immer unfein. Deshalb gehört sie auch nicht in die gute Gesellschaft. Aber da Du naturalistische Romane liest, darf ich schon wagen, das Wort auszusprechen. Und so darfst Du auch nicht Frau Kommerzienrat Horst, die das Geld, das ihr Mann so schwer erwirbt, zum Fenster hinauswirft, eine elegante Weltkame nennen! Nein, das ist einfach eine pflichtvergeßene Frau! Und Herr Berger — der Hofrat, nicht der Schuster — ist nicht ein strebsamer Beamter, sondern ein schurkischer Streber! Die gute Gesellschaft hat eben eine besondere Sprache, wo es sich um ihre Mitglieder handelt. Von der mußt Du Dich ein für allemal emancipieren! Denn nur das wahre Wort befreit.

Elise: Gut! Aber wohin führt das?

Arthur: Zunächst dazu, daß Du Dich von solchen Leuten langsam zurückziehen müßtest, wenn sie auch Konsuln und Hofräte sind! Aber das möchtest Du wohl nicht . . .

Elise: Vielleicht . . . Aber es führt nicht dazu, daß ich in Zukunft mit Krämen und Handwerkern verkehren würde!

Arthur: Du willst es also einfach nicht, — wenn Du auch ihre moralische Integrität anerkennen mußt!

Elise: Ihre moralische Integrität in allen Ehren; — aber ich kann es nicht!

Arthur (ironisch): Natürlich! Sie schneiden ja das Brot mit dem Messer!

Elise: Ja! . . . Und haben hundert andere unerträgliche Gewohnheiten!

Arthur: Da hätten wir also wieder die Falschmünzerei im Sprechen. Zu sagen, daß wir mit Leuten in geringer gesellschaftlicher Stellung nicht verkehren wollen, das getrauen wir uns nicht. Wir haben ja nicht den Mut unseres Hochmuts! Also muß ein Vorwand her! Wir unterscheiden daher gewissenhaft zwischen Menschen, die die Gabel mit der Linken, und solchen, die sie mit der Rechten halten, und sagen: die ersteren können nicht mit den letzteren verkehren, — denn ihre Nerven vertragen nicht den Anblick einer Gabel in der Rechten. Sie können nicht, — das schneidet jede Diszussion ab. Nach der Aristokratie vom Schwerte — die Aristokratie von der Gabel! Wie sieht aber die Sache in der That? Wir müssen eine Menschenklasse unter uns haben, da wir die Brutalität und den Dünkel der Menschenklasse über uns zu ertragen haben. Wir selbst sind nur Menschen zweiter Klasse. Aber was macht das, da es doch noch Menschen dritter Klasse giebt? Ist's nicht so? Gesteh es wenigstens mir gegenüber!

Elise: Ja, ich gestehe es! Und ich will noch weiter gehen!

Arthur (gepaßt): Rämlich?

Elise: Ich will mich auch von diesem Vorurteil befreien!

Arthur (sehr erheitert): Du wolltest wirklich!

Elise: Nur mußt Du mir ein wenig beistehen!

Arthur: Sehr gern!

Elise: Gut. Halten wir also eine kleine Generalprobe ab. Stellen wir uns vor, Frau Berger wäre schon da. (Geht zur Thür, als ob sie jemanden begrüßen wollte.) Ach, Frau Berger . . . bin sehr erfreut . . . bitte, nehmen Sie doch Platz . . . hier, auf dem Sofa . . . (Zu Arthur): Du, jetzt bin ich schon mit meinem Gesprächsstoff zu Ende!

Arthur: Wovon sprichst Du denn mit Frau Doktor Felder?

Elise: Von den Büchern ihres Mannes!

Arthur: Na, dann sprich mit Frau Berger über die Stiefel ihres Mannes. Der Unterschied ist nicht so bedeutend!

Elise: Es ist wahr! (Thut, als ob sie mit jemandem spräche.) Ich ging da neulich bei dem Laden Ihres Mannes . . . ich

wollte sagen: bei dem Atelier Ihres Herrn Gemahls . . . vorüber . . . Seine Stiefel — wahre Meisterstücke! Ich bitte, es ist kein Kompliment! Ich meine es aufrichtig! Von einer Kraft der Charakteristik! Von einer Originalität der Auffassung! Er muß wirklich tiefe Blicke in das Innere der Stiefel getan haben! Meine Damen, ich kann Ihnen den Besuch dieses Ateliers auf das wärmste empfehlen! Und diese Feinheit in den Details! In der Individualisierung der Hühneraugen kommt ihm keiner gleich! (Zu Arthur): Eine solche Bemerkung wird Frau Berger wohl als eine besonders zarte Aufmerksamkeit empfinden? Meinst Du nicht auch?

Arthur (schweigt).

Elise (fortfahrend, wie oben): Und was machen die lieben Kinderchen? . . . Ich höre, Sie wollen Ihr jüngstes bereits an den Gebrauch von Taschentüchern gewöhnen . . . O, thun Sie das nicht! Die Kinder müssen heutzutage ohnehin so viel lernen! Und die Kleine ist ja erst zehn Jahre alt! Da hat sie doch Zeit genug, Taschentücher zu gebrauchen! Ich weiß nicht, ob ich nicht meine kleine Mary ganz damit verschonen werde . . . Mein Mann meint wenigstens, das sei auch so ein Vorurteil, von dem man sich emancipieren müsse. . . .

Arthur (unwillig): Ich hatte Dich nicht für so hochmütig gehalten . . . Du wirst sogar unästhetisch!

Elise: Du, die soziale Revolution muß doch noch für ein paar Wochen verschoben werden! (Hell auflachend.) Frau Berger hat soeben mit den Fingern ins Salzfaß gegriffen!

Arthur: Eine soziale Revolution wäre es in der That gewesen! Diese Dichter-Denker haben in der That das Bedürfnis nach geistiger Befreiung geweckt. Und man ist sich darüber klar geworden, daß wir die geistige Freiheit nicht erlangen können, so lange uns die Gleichheit unerwünscht und die Brüderlichkeit ein Grauel ist. Man ist erstarrt geworden, sogar in der guten Gesellschaft. Aber kurz oder lang wird auch diese Frage gestellt werden . . . morgen, übermorgen . . . Eine andere Dame, kühner, weitblickender als Du, wird sich ihrer bemächtigen, irgend ein volltönendes Schlagwort dafür prägen: Amalgamierung der Gesellschaftsklassen, Zusammenschluß aller moralischen Elemente . . . irgend etwas derartiges . . . und diese Dame wird sich eine führende Stellung in der Gesellschaft erobern!

Elise (näher sich ihm, forschend): Du meinst wirklich?

Arthur: Ja, ja! Ich habe mich darum auch zu dem Einfall beglückwünscht! Ich rechnete sicher darauf, daß Du auf meine Anregung eingehen würdest! Und ich stellte es mir so schön vor: Man wird eines Tages, sagte ich mir, unter den Reformatoren der Gesellschaft neben Ibsen, Tolstoi, Zola auch Elise Hartmann nennen . . . Aber natürlich, das Salzfaß . . .

Elise: O, ein Prinzip darf ins Salzfaß greifen! (Reizlos): Wir empfangen Frau Berger! (Johann kommt.)

Johann: Gnädige Frau, die Frau unseres Schusters ist da . . .

Elise: So! (Johann anblickend, der nur mühsam das Lachen verbeißt): Was haben Sie denn?

Johann: Die gute Frau ist so komisch herausgeputzt . . . Sie hat ein altmodisches Seidenkleid an . . . Ringe an allen Fingern (lacht), und diese Frisur . . . und auf dem Kopf eine ungeheure Schleife . . . so . . . wie eine Windmühle (lacht).

Elise (lacht unwillkürlich mit).

Johann: Und dabei behauptet sie steif und fest, gnädige Frau hätten sie eingeladen . . . Die würde sich gut ausnehmen neben den Herrschaften . . .

Elise (Arthur anblickend): Nun? (Zu Johann): Sagen Sie der guten Frau, ich sei nicht zu Hause . . .

Johann: Sehr wohl. (Ab.)

Arthur: Und die soziale Revolution?

Elise (erregt): Alles recht schön . . . Freiheit . . . Menschenwürde . . . Aber man kann sich doch nicht vor seinen Domestiken lächerlich machen!



Die Pulverfrage.

Von

Hauptmann Siman.

Gene Mischung aus Salpeter, Schwefel und Kohle, die man Pulver nennt, zeigt als charakteristisches Merkmal, daß bei ihrer Entzündung die in den hochgespannten Gasen entstehende treibende Kraft zu plötzlicher, einmaliger Wirkung kommt. Mischungen ähnlicher Art, wie sie zur Herstellung von Feuerwerkskörpern dienen, waren schon im Altertum bekannt, und die Nachrichten von Fällen, in denen durch Explosionen jener Mischungen unerwartet große Wirkungen entstanden, gaben wohl Veranlassung zu dem irrigen Glauben, daß den Alten das Schießpulver bekannt gewesen sei. Wenn auch nachgewiesen ist, daß die Chinesen zuerst den Salpeter zu Feuerwerk verwendeten und die bei seiner Verbrennung mit Schwefel und Kohle entstehende bewegende Kraft erkannten, so ist für Deutschland doch bekanntlich erst die Erfindung des Freiburger Mönches Berthold Schwarz zu Anfang des 14. Jahrhunderts (1320) von maßgebendem Einflusse geworden. Unbestimmter ist der Zeitpunkt, an welchem es zum erstenmal zu Kriegszwecken Verwendung fand.

Bald genügte das Pulver in seiner ursprünglichen Beschaffenheit nicht mehr den an dasselbe gestellten Anforderungen; auch hier glaubte der Mensch immer Vollkommeneres erreichen zu sollen; die Frage nun, ob und inwiefern es gelang, ein besseres, geschloßtreibendes Mittel herzustellen, und in welcher Beziehung diese Verbesserungen noch anzustreben sind, werden wir in der nachfolgenden Betrachtung zunächst zu erörtern versuchen, um dann die jüngste epochemachende Erfindung auf diesem Gebiet, das sogenannte rauchlose Pulver, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Berwandelt sich ein Körper in Gas, so muß das Gewicht der Gasmenge ebenso groß sein, wie das Gewicht des Körpers, aus dem sich die Gase entwickelten. Im ersten Moment werden sie auch denselben Raum einnehmen, wie der Körper; dann müssen sie auch dasselbe spezifische Gewicht haben. Bekannt ist aber, daß alle Gase ein viel geringeres spezifisches Gewicht als alle sonst bekannten Körper haben. Hieraus folgt, daß sie ihrer Natur nach sich nicht mit dem Raum eines solchen begnügen können, sondern sich ausdehnen müssen, soweit es die Naturverhältnisse gestatten. Dieses Bestreben dokumentiert sich als „Spannung der Gase.“ Fragt man sich, wie weit dieses Bestreben reicht, so ergibt sich, daß, unserer Kenntnis nach, die Gase sich bis ins Unendliche ausdehnen würden, wenn kein entgegengesetzter Zwang vorhanden ist. So ist anzunehmen, daß auch die Pulvergase, wie alle anderen, sich so lange ausdehnen, bis sie ebenso dicht sind, wie es die Luft ist.

Nach dieser nur scheinbar abweichenden kurzen Betrachtung bleibt zunächst festzustellen, welche Anforderungen an einen Körper, der für Kriegszwecke Verwendung finden soll, zu stellen sind, und inwiefern das Pulver denselben entspricht. Zunächst muß ein Körper, der als Pulver wirken und sich in Gase verwandeln soll, hinlängliche Kraft, d. h. möglichst großes Ausdehnungsbestreben der Gase haben. Dazu gehört, daß der betreffende Körper vorher möglichst dicht und schwer ist, und daß weiter die entstehenden Gase möglichst leicht sind; natürlich wird sich die Beschaffenheit der Gase nach der Natur des Körpers richten. Durch Wärme können aber alle Körper spezifisch leichter werden und müssen sich dann ausdehnen. Entwickelt sich nun bei der Zersetzung eines Körpers eine große Menge Wärme, so entsteht eine um so plötzlichere und größere Ausdehnung (die Temperaturerhöhung von je 100 Grad veranlaßt ungefähr die Vergrößerung des ursprünglichen Volumens um ein Drittel.) Kann diese Ausdehnung wegen irgend eines Hindernisses nicht eintreten, so entsteht Spannung. Ein zweites Erfordernis ist die Gleichmäßigkeit der Wirkung, d. h. die Spannung und die Geschwindigkeit, welche das Geschloß durch dieselbe erhält, soll unter gleichen Bedingungen gleich bleiben.

Diese Gleichförmigkeit darf auch durch die unvermeidlichen Einflüsse des Klimas und der Temperatur nicht leiden. Ein weiteres Moment, das ins Auge zu fassen ist, bildet die Notwendigkeit, daß das Pulver eine möglichst geringe Einwirkung auf die Feuerwaffe ausübt. Eine starke Wirkung des treibenden Mittels auf das Geschöß hat auch eine solche auf die Hülle des Pulvers, also auf das Geschöß oder das Gewehr. Allerdings soll das Geschöß eine große Anfangsgeschwindigkeit haben, und dennoch soll das Pulver die Feuerwaffe nicht zu stark in Mitleidenschaft ziehen. Gibt das Pulver jene Geschwindigkeit dem Geschöß in einem Moment, so heißt das Pulver offensiv; diesem Pulver ist dasjenige, das allmählich verbrennt, entgegengesetzt. Auch ist für die Güte des Pulvers möglichst Gefahrlöslichkeit Bedingung. Das Pulver muß sich schwer entzünden; um dies zu ermöglichen und alle Gefahr thunlichst zu vermeiden, müssen seine Eigenschaften genau bekannt sein; es muß ferner die Darstellung und Fabrikation ungefährlich sein und darf hierbei, wie bei Aufbewahrung und Gebrauch der Gesundheit nicht schädlich sein. Schießbaumwolle und Nitroglycerin haben Zersetzungstoffe, die diesen Anforderungen nicht entsprechen. Endlich muß das Pulver sich in großer Menge herstellen und aufbewahren lassen, ohne daß seine Eigenschaften leiden, auch müssen die Rohmaterialien desselben, wie das Fabrikat, im eigenen Lande hergestellt werden können.

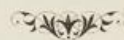
Wenn die spezifischen und kubischen Gewichte auch von großem Einflusse auf die Wirkung der Pulverforten sind, so sind oft andere Einflüsse doch noch entscheidender. Je mehr man an Gewicht von einer spezifisch schweren Pulvermasse zufolge der zweckmäßigen Körnergestalt u. s. w. in einen gegebenen Raum füllen kann, um so mehr Gas erhält man bei der Zersetzung des Pulvers in diesem Raum; ein Pulver von geringerem spezifischen und kubischen Gewicht kann jedoch eine bessere Wirkung äußern, wenn vermöge der vorhandenen Zwischenräume oder aus anderen Gründen der Zersetzungsprozess sich schneller durch die ganze Masse fortpflanzen kann. Versuche haben ergeben, daß die Anfangsgeschwindigkeit mit der Zunahme der Körnergröße ab-, die brisante Wirkung mit der Kleinheit des Kornes zunimmt. Es war also ein natürliches Bestreben, zu versuchen, durch Anwendung eines grobkörnigen Pulvers eine langsamere Verbrennung und geringere Anstrengung des Rohres zu erreichen und dadurch stärkere Ladungen, als die bis dahin zulässigen, möglich zu machen. Nachdem man die Wichtigkeit, welche Größe und Gestalt des Kornes auf Verbrennung und Wirkung des Pulvers äußerten, erkannt hatte, sind vielfach neue Pulverforten entstanden und in Gebrauch genommen. Da die Festigkeit des Kornes auf die Schnelligkeit der Entzündung, des Zusammenbrennens, und somit auch auf die Kraftäußerung des Pulvers Einfluß hat, so wurden auch in dieser Beziehung günstigere Veränderungen des Pulvers angestrebt; in diesem Falle muß man nämlich Entzündung und Verbrennung, obwohl beide nur als ein Moment erscheinen, streng voneinander unterscheiden. Während die Entzündung mit dem Feuerfangen des ersten Pulverteilchens identisch ist, ist die Verbrennung die öftmalige Wiederholung des Entzündungsprozesses, der sich so lange fortsetzt, bis die ganze Masse des Pulvers in Gas zerfällt.

Wir haben hier nur eine Anzahl der Mittel und Wege angedeutet, auf welchen der Chemiker den Versuch machen mußte, ein langsamere verbrennendes Pulver herzustellen. Besonders seitdem es sich um das Zerstören und Bekämpfen der immer stärker werdenden Panzer handelte und den Hinterladern in dieser Beziehung eine gefährliche Konkurrenz durch die Vorderlader (Armstrong) gemacht wurde, wurden die Versuche, ein weniger offensives Pulver und eine langsamere Verbrennung durch Vergrößerung des Kornes und durch Verdichtung des Pulvers zu erzielen, energisch aufgenommen und haben zu Resultaten geführt, deren letztes Ergebnis das „prismatische Pulver“ ist. In einem späteren Artikel werden wir Gelegenheit nehmen, auf die Eigenschaften der jetzt gebräuchlichen Pulverforten näher einzugehen.

Während das bisher Besprochene uns die Richtung kennzeichnet, in welcher ein Teil der Sachverständigen die Entwicklung der Pulverfrage oder, besser gesagt, der Frage des „treibenden Mittels“ zu lösen versuchte, schlugen andere einen ganz anderen Weg hierzu ein, allerdings bisher ohne Erfolg. So verbreitete sich im Jahre 1846 plötzlich das Gerücht von der Erfindung eines wenig knallenden und keinen Rauch erzeugenden Schießpräparates und machte derartig Sensation, daß sogar der damalige Deutsche Bundestag eine Kommission mit seiner Prüfung beauftragte. Diese und andere von Sachverständigen angestellten Prüfungen des anfangs Schießbaumwolle, später in Oesterreich Schießwolle genannten Explosivstoffes ergaben allerdings die Beseitigung von zweierlei Uebelständen, welche das alte Pulver hatte: es wurde wenig Rauch erzeugt, und es blieb fast kein Rückstand im Lauf. Dagegen hatte dieser Explosivstoff den Nachteil der viel zu großen Ofsensivität, und zwar war dieser derartig, daß trotz aller Versuche es nicht gelang, durch ihn das Schießpulver als Treibmittel beim Schießen aus Feuerwaffen zu ersetzen.

Um die vielfachen Uebelstände des „schwarzen“ Schießpulvers zu beseitigen, haben Chemiker und Pulverfabrikanten eine große Anzahl von Zusammensetzungen empfohlen. Aber ebenso wie die Verwendung von chlorsaurem Kali, wie die Mischungen von Schort, Kisser, Augendre (25 Nitlaugenfalz, 25 weißer Zucker, 50 chlorsaures Kali) ein zu brisantes Pulver liefern, so hat man auch versucht, den Kalisalpeter durch Natron- oder Barytsalpeter zu ersetzen, dabei aber sehen müssen, daß das Natronpulver zu hygroskopisch, das Barytpulver mit zu zahlreichen Rückständen behaftet war. Designolle u. a. versuchten es mit einem Pulver, dessen Hauptbestandteil pikrisaures Kali ist; ersterer erreichte nur, da diese Pulver zum Schießen nicht geeignet waren, daß das seine in Frankreich zum Laden von Torpedos eingeführt wurde. Auch die Nitropräparate, d. h. die mit Salpeter und Schwefelsäure behandelten organischen Substanzen, zu denen die vorher erwähnte Schießbaumwolle gehört, ferner Glycerin (Nitroglycerin), Sägemehl oder Holzzeug (Schulzeisches Pulver) und Stärke (Matus-Pulver), waren nicht im Stande, das Pulver zu ersetzen, da sie wohl vorzügliche Sprengmittel ergaben, aber doch die notwendigen Eigenschaften eines Schießpulvers nicht besaßen. Zwar wurde — dies sei beiläufig erwähnt — das Schulzeische Pulver vielfach als Jagdpulver verwendet; an dieses werden eben andere Anforderungen gestellt als an das Kriegspulver. So wird die Schießbaumwolle bis jetzt nur als Mittel zur Füllung der Hohlgeschosse unserer Festungsartillerie und als Sprengmittel von den Pionieren gebraucht, ohne daß jedoch über die bisher hiermit erzielten Resultate weiteres in die Öffentlichkeit gedrungen wäre, als daß die Wirkung solcher Sprenggeschosse überraschend groß sei.

(Schluß folgt.)



Die beiden Goncourt.

Von

F. M.

Für den Mittag des 17. November ist auf der „Freien Bühne“ die erste Aufführung von „Henriette Marchal“* angezettelt. Ich stehe dem Übersetzer dieses Schauspiels so nahe, daß ich es mir werde versagen müssen, über den Erfolg oder Mißerfolg zu berichten; die Ankündigung der Aufführung hat aber die Aufmerksamkeit in so hohem Maße auf die Dichter gelenkt, daß einige Worte über dieselben mir verbönnen sein müssen.

„Die“ Dichter. Wenn ich sonst auf einem Theaterzettel oder auf einem Buchumschlag zwei Autornamen finde, trete ich

* Edmond und Jules de Goncourt. — Henriette Marchal. Schauspiel in drei Akten. Uebersetzt und eingeleitet von Fritz Mauthner. (Berlin, 1890, Z. Fischer.)

dem Werke schon mit einigem Mißtrauen entgegen. Es vereinigen sich da entweder zwei Nullen, von denen jede die andere für eine Eins hält, oder ein müder Schriftsteller von klangvollem Namen teilt mit einem frischen Anfänger, der fast die ganze Arbeit leisten mußte, Ehre und Gewinn. So liegt der Fall natürlich nicht bei den Goncourts, welche von ihrem ersten Auftreten bis zum Tode des jüngeren von ihnen als Gelehrte, Maler und Dichter gemeinsam arbeiteten. Edmond de Goncourt war 1822 geboren, Jules de Goncourt 1830; aber weder ihr Altersunterschied noch ihre äußere Unähnlichkeit konnte verhindern, daß sie nur eine einzige Seele zu haben schienen. Ihr Freund Theopilt Gautier macht diese Bemerkung und fügt hinzu: „Sie waren eine einzige Person in zwei Bänden. Ihre geistige Einheit war so stark, daß sie die körperliche Verschiedenheit vergessen ließ. Sie hatten einander gegenseitig das Opfer ihrer Individualität gebracht und bildeten zusammen nur eine, welche unter Freunden »die Goncourts« hieß. Alle ihre Briefe waren mit Edmond und Jules unterzeichnet. In einer mehr als zehnjährigen Freundschaft haben wir nur ein Schreiben erhalten, das von dieser lieblichen Doppel-Unterschrift abwich: die Todesanzeige des jüngeren. . . . Und was unter Schriftstellern faun zu glauben und dennoch wahr ist: sie hatten nur eine gemeinsame Eitelkeit. Niemals verrieten sie die Geheimnisse ihrer Mitarbeiterschaft.“

Hier darf ich wohl einfügen, was ich in meinem Vorwort zu „Henriette Maréchal“ über die Dichter und ihr Stück gesagt habe. Die Brüder Goncourt sind in Deutschland nicht nach Gebühr bekannt geworden. Der Kulturhistoriker bewundert ihre Studien über die französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der Schriftsteller von Beruf ihre Romane. In Frankreich weiß man, daß die Goncourts zu den geistigen Urhebern der ganzen neuen Litteraturbewegung gehören. Edmond und Jules de Goncourt und neben ihnen nur noch Flaubert sind die Männer, welche zur Zeit des dritten Napoleon für die französische Litteratur das geleistet haben, was Gustav Freytag und Berthold Auerbach etwas früher für Deutschland. Auch sie haben ihr Volk bei der Arbeit aufgesucht und sind nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn in Gallien zur täglichen Arbeit gerechnet wird, was in Deutschland die Galanterie der Vornehmen heißt. Auf den Schultern der Goncourts steht Zola. Was aber dieser, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich meist gelesene Franzose mit seiner gewaltigen Begabung in breitem Fabrikbetrieb auf den Markt wirft, das ist im Vergleich zu den Schöpfungen der Goncourts doch häufig nur Marktware. Das Feldzeichen der Brüder Goncourt hat Zola zu seiner Fabrikmarke gemacht. Die Brüder Goncourt, Künstler bis in die Fingerspitzen, sind die Nervenstrahlen des Realismus; Zola ist oft genug beim Fleische stehen geblieben. Und ich weiß nicht, ob in Zolas Künstlerroman „L'Œuvre“, worin er sich selbst als den glorreichen Sandoz geschildert hat, nicht der geschickte Jagerolles für den Dichter ein besseres Symbol wäre, Jagerolles, der mit seiner Witterung für den Geist der Zeit und selbstverständlich mit seltenem Talent die Ideen originalerer Meister in Umlauf gebracht hat.

Werden nun die Brüder Goncourt von französischen Kennern als Schriftsteller ersten Ranges geschätzt, und wird die neue Epoche an ihren Namen geknüpft, so sind sie als Bühnenschriftsteller auch in ihrer Heimat nicht eben gefördert worden.

Die Goncourts hatten in ihrer Jugend einigemal den Versuch gemacht, mit kleinen phantastischen Possen die Bühne zu erobern. Diese Arbeiten wurden von keiner Bühne zur Aufführung angenommen. Anstatt sich durch diesen Mißerfolg abschrecken zu lassen, faßten sie den Entschluß, eine Reihe von Bühnenverten zu schreiben, welche der beliebten „Mache“ keine Zugeständnisse gewähren sollten. Es entstanden aber nur zwei Dramen: „Henriette Maréchal“, im Jahre 1863, und „Das Vaterland in Gefahr“, im Jahre 1867. Dann starb der eine Bruder und Edmond de Goncourt zog sich verstümmt von der Bühne zurück.

„Henriette Maréchal“ wurde bald nach der Vollendung

einem kleinen Privattheater zur Aufführung eingereicht. Inzwischen waren die Dichter mit ihrem berühmtesten Romane, mit „Germinie Lacerteux“, hervorgetreten und hatten einen großen Erfolg errungen. In den Frühlingstagen ihres Ruhmes wurden sie in den Salon der Prinzessin Mathilde, der Schwester des Prinzen Napoleon, eingeführt, und dort, wo außer ihnen Männer wie Renan, Taine, Sainte-Beuve, Gautier, Flaubert, Dumas und Augier freundschaftlich verkehrten, lesen sie das Stück einmal vor. Es erregte die lebhafteste Teilnahme. Es scheint ausgemacht, daß die Prinzessin, welche man aus den Tagebüchern der Goncourts als eine geistreiche, künstlerisch veranlagte, nach deutschen Begriffen etwas zu lebhaftige Frau kennen lernt, die „Henriette Maréchal“ unter ihren Schutz genommen und die Aufführung am Théâtre français durch ihren Einfluß durchgesetzt habe. Doch wird die Theatergeschichte wohl niemals mit Sicherheit erfahren, ob wirklich diese hohe Protektion den Sturz des Stückes herbeiführte, und ob die Kaiserin Eugenie höchstselbst gegen die Prinzessin Mathilde intriguierte.

Es folgten nun schwierige Unterhandlungen mit dem Direktor und mit den verwöhnten Künstlern der Bühne, bis endlich am 5. Dezember 1865 die erste Aufführung stattfand. Schon vorher hatte sich die öffentliche Meinung lebhaft mit dem neuen Stücke befaßt. Kleine Geringeren als der Minister Rouher und der Feldmarschall Vaillant lasen das Stück im Auftrag des Hofes und machten völliige Abänderungsvorschläge. Endlich sind auch diese Schwierigkeiten überwunden, der Vorhang geht auf und der Theaterskandal bricht los. Die Dichter haben das Pfeifen und Höhnen mit gewohntem Realismus sehr hübsch geschildert. Die Prinzessin hatte applaudiert, bis ihre Handschuhe rissen und ihre Hände glühten.

Es kam noch zu fünf Aufführungen, immer mit dem gleichen Skandal. Am 11. Dezember wurde der erste Akt als Pantomime aufgeführt, d. h. man hörte vor lauter Pfeifen kein einziges Wort, das auf der Bühne gesprochen wurde. Am demselben Abend ging der „Henriette Maréchal“ ein Meisterwerk von Molière voraus. Die Leute, welche ins Theater gekommen waren, um zu stören, fingen gleich beim ersten Aufgehen des Vorhangs zu lärmern an und piffen mientweg ihren Molière aus. Edmond de Goncourt verbirgt die Wahrheit dieser lehrhaften Anekdote mit seinem Ehrengewort.

Nach der sechsten Aufführung verschwand das Stück vom Zettel. Aber der Kampf dauerte in den Blättern fort. In einer Vorrede zur ersten Buchausgabe verteidigen sich die Dichter geschickt gegen alle Angriffe. Man habe sie ausgepiffen, weil sie Realisten, weil sie Schüßlinge des Hofes und weil sie reiche Aristokraten seien. Sie bekennen sich energisch zum Realismus, sie verleugnen die Prinzessin nicht, und sie erwärmen sich auch gegen den dritten Vorwurf, daß es ihnen nämlich durch ihren Namen und durch ihr Vermögen zu leicht geworden sei, durchzudringen.

„Wir haben fünfzehn Jahre lang einsam, von aller Welt abgeschlossen, halsstarrig nur unserer Arbeit gelebt. Wir haben alle Niederlagen des litterarischen Lebens erlitten, jeden Kummer, jede Verzweiflung, jeden Angriff, jede bittere Kränkung. Unser Ehrgeiz blutete, als niemand uns kannte. Viele Jahre hindurch haben unsere Bücher kaum das Ei und das Holz unserer Arbeitsnächte bezahlt. Schritt für Schritt sind wir durchgedrungen, langsam von Buch zu Buch, alles wurde uns streitig gemacht, alles mußten wir uns erkämpfen. Und wir haben fünfzehn Jahre daran setzen müssen, um im Théâtre français aufgeführt zu werden.“

Das Unrecht ist zwanzig Jahre später gesühnt worden, als im März 1885 „Henriette Maréchal“ im Odéon-Theater mit großem Erfolge wieder aufgeführt wurde.

Das zweite Theaterstück der Brüder Goncourt ist ein Trauerspiel, dessen Handlung am Tage der Erstürmung der Bastille beginnt und unter dem Schreckensregimente endet. Es nennt sich „Das Vaterland in Gefahr“, und die Dichter, welche doch sonst ihren Landsleuten sehr bittere Dinge zu sagen liebten, bilden sich doch etwas darauf ein, daß sie im dritten Akte die

Preußen als Feinde Frankreichs in die Fabel verwebt haben. Der Patriotismus der Dichter ist glücklicherweise nicht so groß, daß sie darüber zu Chauvinisten würden; keinem Deutschen, auch keinem noch so fanatischen Gegner der französischen Revolution wird die Politik die Freude an dem merkwürdigen Stücke mindern. In fünf großen Bildern wird die Handlung nur stoßweise weitergeführt, aber wir lernen die Volksleiden und die Charaktere der großen Revolution besser kennen, als durch die Lobhymnen ihrer älteren und die Kritik ihrer jüngeren Geschichtsschreiber, besser als durch andere deutsche und französische Dichter, welche sich des Stoffes bisher zu bemächtigen wagten. Die Schlussscene des letzten Aktes wird schneller als eine Wiedergabe des Inhalts den wunderbaren Geist dieser Dichtung verraten.

In einem Gefängnishofe gehen die Gefangenen, Männer und Frauen, auf und nieder. Die einen spielen Karten, die anderen lesen; einzelne Gruppen plaudern miteinander. Jedermann behält angesichts des nahen furchtbaren Todes seinen angeborenen Charakter, und es ist wie ein Gemisch von Dante und Aristophanes, wenn die Todeskandidaten sich von Liebe und Wein, von Geld und Ruhm unterhalten. Da tritt der Gerichtsdienere ein und beginnt nachlässig die Namen derjenigen abzulesen, die heute an die Guillotine abgeliefert werden sollen. Zuerst nennt er einen *ex-devant*-Grafen. Der steckt die Anklageschrift ungelesen in die Tasche und sagt: „Meine Damen und Herren, verzeihen Sie gütigst, daß ich nur so kurze Zeit unter Ihnen verweile; aber Sie werden zugeben, es ist wirklich nicht meine Schuld.“

Der Beamte nennt hierauf die Schwester des Grafen, eine adelstolze Stiftsdame, die starkherzige Heldin des Stückes. Sie geht, auf einen Krüchtrock gestützt, langsam auf den Platz der Beurteilten. Da wird weiter ein Bauernmädchen, welches die gräßliche Familie retten wollte und darum ins Gefängnis kam, aufgerufen. Es will schnell an der Stiftsdame vorüber gehen; da spricht diese: „Ei, das wäre doch das erste Mal, daß Sie sich erlauben, mir voranzugehen!“ Das Mädchen tritt zurück und läßt der Stiftsdame den Vortritt.

Der Nächste, dessen Name gerufen wird, ist ein alter Gelehrter; er blickt vom Buche auf, in welchem er liest, macht ein sogenanntes Egelsohr in das letzte Blatt, legt das Buch auf einen Stuhl und tritt zu den anderen Opfern. Endlich wird auch noch die Nichte des Grafen, welche sich von den Henkern schon verschmäht glaubte, aufgerufen; jubelnd eilt sie vor. Draußen ruft der Pöbel: „Zum Schafott! Zum Schafott!“ Da hat die Stiftsdame nur die Antwort: „Bitte, gleich, Gefindel!“

Diese wenigen Zeilen sind bezeichnend für die Prägnanz des Ausdrucks, mit welcher die Goncourts ihre Menschen charakterisieren; überdies wird der Kenner der Revolutionszeit aus der kleinen Probe schon erkennen, wie genau die Dichter diesen Hexensabbath von höchsten Gefühlen und tiefster Niedertracht studiert haben müssen. Wovon aber keine Übersetzungsprobe eine Vorstellung geben kann, das ist die Feinheit, mit welcher die Goncourts ihre Sprache behandeln. Niemals ist das Wort, welches sie gewählt haben, das gewöhnliche, aber niemals klingt es darum gewählt. In der Schilderung ist ihre Diction zuweilen malend; wo aber in der Handlung Charakter auf Charakter trifft, da spricht ein jeder so deutlich unterscheidbar seine eigene, nur für ihn bezeichnende Sprache, wie bei keinem älteren Dramatiker. Und von den Nachfolgern kann in dieser Hinsicht nur Ibsen den Vergleich mit ihnen aushalten. Wir erfahren aus den Tagebüchern der Dichter, daß ihnen diese meisterhafte Beherrschung der Sprache nicht etwa leicht geworden ist; sie haben ihr halbes Leben damit verbracht, aus alten Büchern und von kleinen Kindern eine ganz neue, ganz unerhörte Intimität des Sprachgeistes zu erlernen, sie haben ihr Ohr zu einer Art Virtuosität für Natürlichkeit, die kein Naturalismus ist, ausgebildet. Sie sind keine Sprachgenies wie Luther, wie Rabelais, wie Goethe; aber sie kommen diesen Sprachschöpfern durch ihren Fleiß und durch ihr raffiniertes Gehör am nächsten.

Da die Goncourts vorzugsweise Romanchriftsteller waren

und als solche vom besten Publikum gefeiert wurden, muß aber doch wohl außer der unvergleichlichen Darstellung auch die Erfindung von Handlung und Charakteren ihren Anteil an der Wirkung gehabt haben. Hier aber setzten, von ihrem ersten Auftreten an, die Gegner ein und sprachen den Dichtern die eigentliche Erzählergabe ab, die Phantasie. Freilich wer von einem Roman nur die brutale Spannung erwartet, welche die aufregenden Geschichten Eugen Sues und des alten Dumas bieten, der mag sich über die Art der Goncourts beklagen; wer aber modern genug ist, um mit feineren Nerven ein Buch auf sich wirken zu lassen, der wird durch das ruhige Ausleben der Goncourtschen Charaktere schon in genügender Spannung versetzt werden und den Reiz der einfachen Handlung als erfreuliche Zugabe dankbar hinnehmen. Es ist wahr, die Goncourts sind fast ebenso sehr Psychologen, wie Dichter; es liegt ihnen darum an der Begebenheit, die der schlechte Leser oft allein erfahren will, oft weniger als an dem Seelenleben der handelnden Personen. Das eine Mal stellen sie ein Weib dar, dessen ganze Welt die Hingebung an Kranke wird; das andere Mal schildern sie die erdrückende Macht, welche der Katholicismus über ein gläubiges Herz ausübt, und ein drittes Mal reizt sie die Verbindung von tiefster Lieberlichkeit und heroischer Hingebung im Leben einer armen Dienstmagd. Der Durchschnittsleser sieht die Gestalten des Dichters meist nicht lebendig vor sich, wenn sie nicht selbst viel erleben, Abenteuer und Mord und Totschlag; die Menschen der Goncourts leben dagegen, wie die der Wirklichkeit, ihr armes Dasein folgerichtig weiter und werden interessant genug, wenn ihre Existenz nur einen einzigen großen Zug aufweist. Wie die Naturwissenschaft und die Malerei früher die Knalleffekte der Natur bevorzugte und jetzt mit Vorliebe einfache Erscheinungen und stille Erdemwinkel behandelt, so hat auch die Dichtung gelernt, im allgemeinen Schicksal des schlichten Menschen bedeutende Lebenserscheinungen zu sehen. Nichts ist falscher, als solche Dichter der Herzenskälte zu beschuldigen. In „Germine Lacerteux“ z. B., dem Romane der Dienstmagd, haben die Brüder Goncourt nachweisbar einen Fall aus ihrem eigenen Hause berichtet, der sie selbst auf das tiefste erschüttert hatte. Und Emile Zola, der sein literarisches Programm an diesem Buche zuerst entwickelt, und aus diesem Buche vielleicht erst geschöpft hat, durfte vor mehr als zwanzig Jahren mit Recht darüber schreiben: „Es giebt zwei getrennte Welten, eine bürgerliche Welt, welche einem gewissen äußeren Anstande gehorcht und ihre Leidenschaften beherrscht, und eine Welt der arbeitenden Menge, welche ungebildet ist und cynisch handelt und spricht. Die Brüderie verlangt, daß man sich nur mit der einen beschäftigt. Und selbst diejenigen unter uns, welche sagen, daß sie die Wahrheit lieben, lieben nur eine gewisse Wahrheit, welche den Schlaf und die Verdauung nicht stört.“

Seit dem Tode seines Bruders hat Edmond de Goncourt außer einer Kulturstudie noch vier Romane veröffentlicht, von denen namentlich „La Faustin“ einen großen Erfolg hatte. Aber so wie sein Bruder in der Überreizung seiner Nerven, an welcher er zu Grunde ging, jede Berührung mit der Welt scheute, so steht auch Edmond der Welt, die ihn doch verwöhnt hat, mit einiger Bitterkeit gegenüber. Dem Theater, „das in Europa außerhalb der Theateragenturen keinen Einfluß mehr besitzt, . . . dessen Schauspielerinnen fast nur noch Kleiderständer der großen Damenschneider sind,“ dem Theater hat er einen zornigen Abschiedsbrief geschrieben; aber auch gegen die übrige Litteratur der Zeitgenossen verhält er sich etwas ablehnend, wenn ich zwischen den Zeilen seines Tagebuches richtig gelesen habe. Die Goncourts sind zu vornehm, um nicht einsam zu bleiben. Und für beide gilt, was Gantier nach dem Tode des jüngeren Bruders sagte: „Er war anerkannt, gefeiert, von allen Meistern gelobt, und dennoch fehlte ihm . . . was? Die Zustimmung der Dummköpfe. Man hat gut die Menge zu verachten und sie von sich fern zu halten; aber sie läßt es sich gesagt sein und bleibt fern, und die stolzesten Naturen erfährt darüber eine tödliche Trauer.“

Kleine Kritik.

✻

Vierzig Jahre ist es gerade her, daß Otto von Bismarck — es war am 25. November 1849 — einem Redner, der gesagt hatte, Europa hielte uns für ein Volk von Denkern, erwiderte: „Meine Herren, das war früher!“ Unwillkürlich kommt einem diese ironische Kritik ins Gedächtnis, wenn man das neue Buch von Julius Duboc liest, welches den Titel führt: „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland.“ (Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1889.) Denn aus dem Deutschland Kant's geleitet und der scharfsichtige Verfasser mit bedächtiger Schuelle zu dem Deutschland Bismarck's. Man mag sich mit der etwas pedantischen Kapiteleintheilung Duboc's einverstanden erklären oder nicht, man mag die „metaphysische Periode des Zeitgeistes“ bevorzugen oder den „realistischen Idealismus der vierziger Jahre,“ man mag Duboc's kräftige Entrüstung über den Pessimismus teilen oder sie für historisch nicht berechtigt ansehen: immer wird man aus den feinen Deduktionen des gewissenhaften Kulturkritikers erkennen, wie vieles und — nach Lessings Wort ist das mehr —: wieviel während dieser hundert Jahre in Deutschland gedacht worden ist. Von dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ (1781) bis zu dem siegreichen Durchbruch der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, von Hegel und Schelling bis zu Dubois-Reymond und D. Fr. Strauß' Theorie vom Univerbium liegt eine weite Bestrecke, und jede einzelne Station derselben trägt die Spuren deutscher Denkarbeit. Glauben muß der Mensch oder denken oder vielmehr dahinleben, hat der geistreichste Sophist und der glänzendste Stilist Deutschlands, Arthur Schopenhauer, gesagt, und der Rückblick auf das letzte Säkulum zeigt uns, daß es an allen drei Arten menschlicher Thätigkeitsbetätigung nicht gefehlt hat im Lande Luthers und Lessings. „Die in einem bestimmten Zeitabschnitt herrschend gewordene, tonangebende Gesamtrichtung des Meinens, Urtheilens und Empfindens, des Geschmacks und, von ihnen beeinflusst, des Strebens und Wollens“ hat Duboc darzustellen gewollt, und daß es ihm gelungen, vieles Vortreffliche zu sagen und besonders die Übergangsperioden des Zeitgeistes subtil zu entwickeln, das wird selbst der zugeben müssen, dem der Verfasser, als ein Schüler Ludwig Feuerbach's, mit etwas zu einseitiger Festigkeit auf dem Erkenntnisboden seines Meisters zu stehen scheint. Ansehnlich und nicht immer frei von Oberflächlichkeit sind die Ausführungen Duboc's über die neue Kunstbewegung, die man mit einem wenig bezeichnenden Wort „naturalistisch“ zu nennen pflegt, und der unser Kulturkritiker neben dem Mangel an ästhetisirender und idealisirender Auswahl auch die Abwendung von der Wiedergabe des Schönen nachrügt. Er vermischt dabei, daß der Streit eben um die Frage geführt wird: Was ist schön? Ist nur ein rotglühender Sonnenaufgang schön, oder bietet ein trüber Nebelmorgen dem künstlerischen Erfasser denselben Reiz? Die Befenner des Naturalismus kämpfen gegen den Schönheitsbegriff, der am Stofflichen haftet; sie behaupten, und einzelne unter ihnen, die echte Künstler sind, beweisen es, daß für die künstlerische Darstellung alles Natürliche gleich schön und gleich häßlich ist, und daß nur der liebevolle Blick und das starke Temperament des Betrachtenden dem Stoff das künstlerische Gepräge geben. Das Duboc'sche Buch, das die Wandelbarkeit der Dinge so klug und sicher klarlegt, hätte durch einige Einschränkung in Bezug auf diese ästhetischen Fragen vielleicht an Wert gewonnen, doch auch so ist es eine froh willkommen zu heißende Erscheinung. Wenn Duboc schließlich die Bildung einer Menschheitsfamilie vorausschauend verkündet, so mag man im Zeitalter des Nationalitätenhaders solchen optimistischen Propheetentum einige Steppis entgegenbringen; ich glaube wenigstens, wir brauchen uns mit der Herausgabe eines Menschheitsfamilienblattes nicht allzuehr zu beeilen; nach abermals hundert Jahren wollen wir uns über die Probenummer verständigen.

Die Entscheidung über die Entwürfe zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm. Von Doktor Georg Vosz. (Berlin, J. Fontane, 1889.)

Gut geschriebene, besonders in ihren historischen Vergleichen vortreffliche Aufsätze über die Konkurrenzarbeiten. Der Verfasser tritt entschieden für den Plan der Schloßfreiheit ein; entscheidend für diese Stelle wird wohl eine andere Stimme werden. Anklar bleibt es, warum

der Titel der Brotschüre noch die Bemerkung trägt: „Dem deutschen Reichstage als Denkschrift überreicht.“ Das sieht so aus, als ob man es mit einer offiziellen Arbeit zu thun hätte, während das Einreichen an den deutschen Reichstag doch zu den Grundrechten des Deutschen gehört.

Neue litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen Deutschen Marineoffizier in Ostafrika. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger, Hammer und Runge.)

Von diesen Heften sind kürzlich die Nummern fünf und sechs erschienen. Das erste trägt den Titel „Goethe, und noch immer kein Ende;“ in sehr beherzigenswerter Weise wird da Goethe auch noch für die Gegenwart als Führer und Meister in himmlischen und irdischen Dingen gekennzeichnet. Nummer sechs nennt sich „Geschichte des Naturalismus“ und tritt ebenso besonnen gegen das unreife Zeug auf, das sich in deutschen Landen heutzutage gern Naturalismus nennt. Der feinsinnige Verfasser sagt vortrefflich, „der Naturalismus aller großen Dichter, von der Bibel bis auf Shakespeare und Goethe, sei nicht die Natur selbst gewesen, sondern das Hinstreben der Kunst, des Unnatürlichen, nach natürlichem Schein.“ Diese Volkshefte verdienen die weiteste Verbreitung. Es wäre freilich zu wünschen, daß das Schlagwort „Naturalismus,“ da sich die kleinen und kleinsten Talente dessen bemächtigt haben, diesen überlassen bliebe, und die alte große Kunst für sich den alten guten Namen „Realismus“ in Anspruch nähme.

Cromwell bei Marston Moor. Ein Schlachtbild von Karl Bleibtreu. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, k. k. Hofbuchhändler.)

Karl Bleibtreu, der sein ungezügelltes Talent zu seinem Schaden oft in den Dienst des allerjüngsten Deutschland gestellt hat und auf diesem Wege weder mit seinen formlosen Dramen, noch mit seinen naturalistischen Kellnerinnen-Novellen einen Erfolg erreichen konnte, besitzt eine ganz ausgesprochene Begabung für Charakteristik historischer Persönlichkeiten. In seinen Dramen ist ihm die Gestalt eines Cromwell, eines Napoleon gut gelungen, und nur die Schwäche, das Zer Sprengen jeder Kunstform für seine Stärke zu halten, verhinderte das Schaffen eines Bühnenwerks. Der Cromwell ist auch der Held des vorliegenden Schlachtbildes, wenn der Ausdruck „Held“ aus der Sprache der Romane herübergenommen werden darf. Es galt, eine der Entscheidungsschlachten, welche der Puritaner gegen die Heere Karl Stuart's gewann, so darzustellen, daß dem Leser sowohl die taktische Entwicklung des Kampfes als auch der Seelenzustand des Feldherrn klar werde; in beiderlei Hinsicht hat Bleibtreu mit seiner oft kräftigen Prosa mehr geleistet, als beispielsweise Scherenberg und Wildenbruch in ihren poetischen Schlachtenbildern. Nur die Gespräche der Offiziere verfallen mitunter in den Ton Gregor Samarow's, des Allwissenden.

Katalog des Reichs-Postmuseums. Im Auftrage des Reichs-Postamts bearbeitet von H. Theinert. (Berlin, Julius Springer.)

Das Berliner Reichs-Postmuseum hat in kurzer Zeit eine hohe kulturhistorische Bedeutung gewonnen. Seine Sammlungen gewähren ein solches Bild von dem kulturellen Fortschritt der Menschheit. Die Entwicklungsphasen des Verkehrswezens von der mündlichen Nachricht bis zur telegraphischen Zeichenschrift, vom schwerfälligen Gesäber bis zum Blitzgung entsprechenden Lebensalters des Weltgeistes. Das poetische „Postnammbuch“ freilich hat in Zukunft auf namhafte Beiträge kaum noch zu rechnen; Dichter und Maler mögen den Erfaß der vielgeschilderten und bewegenen Boten und Postkone durch die in unschöne Maschinen gebannte Naturkraft befragen, solange sie den Wundergehalt der neuerstandenen Welt nicht in künstlerische Formen zu fassen wissen. Sie können sich mit dem Bewußtsein trösten, daß die Entwicklung des Verkehrswezens selbst mit Riesenschritten vorwärts eilt und in den jüngsten Tagen, die es ermöglichen, selbst die Stimme wohlberpact in die Ferne zu verenden, ihrem traditionellen Schaffensgebiet wieder näher tritt.

Auf welchem ungeahnten Wege unsere Nachkommen miteinander sprechen werden, vermag selbst die kühnste Phantastie kaum zu propheeten. Wird auch der Inhalt ihrer Reden diesen Wandlungen folgen?

Kauf läßt sich bezweifeln. Der „Neue Allamodische Postpot,“ der auf Paulus Hüfys Kupferstich so fröhlich über Land eilt, würde gewaltig erstaunen, wenn er auf seinem Weg einem modernen Postzug begegnete; wenn er aber noch einem guten Vorsatz einkehrt in „des Wirtes Haus“ und beim kühlen Trunk etwa zur jüngsten — Tageszeitung greift, dann darf das bittere Bewußtsein seiner „Allamodischeit“ schwinden, denn er wird frohlockend finden, daß sein eigener Wahlspruch noch heute à la mode ist:

„Niet neues und der Gettung vil
Ein jeder von mir wissen wil
Was soll dan thun ich armer Anecht
Da mit man wöch nicht halt für schlecht
Mus ich also sein warm und heiß
Schmidn auch das so ich nicht weiß.“

ugm.

Die ethische Bedeutung der Frauenbewegung von Helene Lange. (Berlin 1889, L. Schnigges Verlag [R. Appellus].)

Helene Lange ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in der Bewegung, welche auch die deutsche Frauenwelt ergriffen hat. Ohne Sentimentalität und ohne Phrase, mit selbständigem Denken und praktischem Sinn, man möchte in seinem Mannesübermut beinahe sagen: mit männlicher Kraft tritt Helene Lange für die Frauenrechte ein, welche nach ihrer Idee von der landläufigen Emanzipation der Russinnen ebensoweit entfernt sind, wie von den persönlichen Freiheitsgelüsten der Französinen. In der Schule des englischen Geistes hat Helene Lange sich offenbar gebildet. In ihrem lesenswerten Buche „Frauenbildung“ verfocht sie überzeugend den Satz, die Frau habe dasselbe Recht auf geistige Arbeit, wie der Mann; in dem vorliegenden Vortrage, welcher in Erfurt auf einer Generalversammlung des allgemeinen deutschen Frauenvereins gehalten wurde, drückt die Rednerin denselben Gedanken etwas unbestimmter aus, indem sie für das Weib anstatt der klar umschriebenen Mannesrechte, die etwas nebelhafteren Menschenrechte verlangt. Besonders treffend ist der Hinweis auf die idealeren Gründe, welche neben dem gemeinen Brotnöth der deutschen Frauenbewegung im Wege stehen. „Das Frauenideal des Durchschnittsdeutschen zeige einen Zug geistiger Passivität, von dem gerade unsere größten Dichter nichts gewußt haben und auch nichts hätten wissen wollen.“ Wenn unsere Frauenbewegung niemals andere Vorkämpferinnen gehabt hätte, als solche wie Helene Lange, wären die Feinde nicht so zahlreich.

Paul Bourget, Pastels. Dix Portraits de Femmes. (Paris, Alphonse Lemerre 1889.)

Zeit einigen Jahren wird Paul Bourget in Frankreich viel genannt. Sein Streben scheint in seinen kleinen Skizzen dahin zu gehen, die realistischen Stoffe der neuen Schule in der zierlichen Weise etwa von Octave Feuillet vorzubringen; er will darin die Cocotte durch Sauberkeit salonfähig und womöglich akademiefähig machen. Besser als seine Romane ist diese kleine Sammlung, für welche der Titel vortrefflich gewählt ist. Wirklich kleine Kunstwerke, in welchen die Technik des Pastells die volle realistische Ausmalung verbindet.

Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preussischen Offiziers aus den Jahren 1876 bis 1887. (Breslau. J. U. Kerns Verlag. Max Müller.)

Die Geschichte einer eigenartig bewegten Zeit wird im vorliegenden Buche vor Augen geführt; es entwickelt sich vor uns ein Bild in kurzen, frischen Zügen, gezeichnet mit einem gesunden, herzerquickenden Humor, wie er dem Soldaten geziemend. Nicht die persönlichen kleinen Abenteuer werden in den Vordergrund gestellt, sondern es wird eine für den künftigen Historiker entschieden bedeutungsvolle, außerordentlich klare Darstellung jener zwölf Kriegsjahre gegeben, welche die Geburtswehen des jetzigen bulgarischen Staates bedeuten, und die kräftige Teilnahme des Verfassers hieran erhöht unser Interesse, indem es eine Art persönlichen Antriebs erhält. Ein Bild verworrenen Kopflosigkeit, verdrängt mit einem gewissen zerschmetterten Glanze, gewährt die Erzählung des serbischen Krieges, an dem der Verfasser auf serbischer Seite teilnahm. Nur wenige Persönlichkeiten heben sich im Haupteslänge aus dem Wirbel empor,

wie der Kommandant Ali, sonst sind Führer und Soldaten einander wert. Hier wie in der späteren Darlegung des bulgarischen Krieges und der Unabhängigkeitskämpfe gegen den russischen Einfluß tritt ein kräftiger Haß gegen das wühlende Moskowitentum hervor, das überall unheilvoll in die Ereignisse eingreift. Aber Licht und Schatten wird nirgends ungerecht verteilt; trotz der Vorliebe für die bulgarischen Kriegskameraden und ihren heldenhaften Fürsten Alexander wird nicht verschwiegen, welche Fehler gemacht worden sind. Ja, es war eine seltsame Zeit, und es sind seltsame Menschen, jene Männer wie Nabocor, der auf Geheiß des Zaren durch Verrat seine Soldatenehre besetzt, Niko Spanos, der gleich dem alten „Herrn der Berge“ sich ein gesondertes Reich im Rhodopegebirge gründet und todestroßig behauptet, die Urjow und Panow, die vielbelangenen Helden, die, echt Shakespeare'sche Gestalten, gleich dem Königs-macher Warwick, gegen die Herren sich auflehnen, die sie selbst geschaffen. Auch eine Frauengestalt hebt sich von dem dunklen Hintergrunde des Buches: Marie Michaelowna, die Adjutantin des Generals Nowoielow, ein bildschönes Weib, das kein Vermögen für die Freiheit der Balkanvölker opfert und im Soldatengewande für sie kämpft, um schließlich als Mihilistin in Sibirien von eigener Hand den Tod zu finden. — Es ist eine Freude, einem so frischen und sogar poesievollen Buch zu begegnen. In.

Weltlieder. Von Karl Einjam. (Berlin, F. Fontane 1890.)

Was man so eigentlich einen Dichter nennt, das ist Karl Einjam im Grunde nicht. Seine lyrischen Gedichte sind sogar, trotz der schönen Ausstattung, recht überflüssige Reimerien. Wenn er reimweise die Dichter (Auber und Homer z. B.), die Weine (Alicante, Aiti spumante) und die Mädchen aufzählt, die er alle geliebt hat, so möchte man bei „Aurora“ und „Aloia“ jaht an dem Realismus der Darstellung zweifeln. Auch der Humor Einjams wird in die poetische Form nur wie in einen engen Stiefel (siehe sein „Schülers Töchterlein,“ das den Kunden ihres Vaters in dessen Kartenwerkzeuge hineinhelfen muß) hineingezwängt, und seine epischen Träumereien (in denen er die Pelikane in sehr ernsthaften Versen darum beneidet, „daß sie mit dem Nils ziehn und, gleich dem brüderlichen Schwane, selten nur zum Meer fliehen“ . . . „Furchtlos zu dem Fellaufende, das im hellen, laum vom Winde sanft geblähten Raifane ähneln euch, ihr Pelikane!“) können gefälligen Ansprüchen kaum genügen. Dagegen wäre es ungerecht, dem Autor einen scharfen, oft schlagenden Witz abzusprechen, nur daß die gebundene Form des Verses den Einfall gewöhnlich in die Länge zieht. So würde eines seiner schwer gereimten Epigramme in einem einfachen Prosafrage wirksamer lauten: „Das Mammut ist das klügste Tier — es ist ausgestorben.“ Dem Verfasser wäre für einige Jahre strenge Enthaltensamkeit von jeder poetischen Form anzuraten.

Tiberius. Roman in 2 Bänden von Wilhelm Walloth. (Leipzig, W. Friedrich.)

Je größer der Anlauf ist, desto lächerlicher wirkt es, wenn der fühne Sprung mißlingt und der Springer im Graben liegt. So geht es Walloth. Er will den Kampf des Tiberius und Sejan um die Welt-herrschschaft darstellen, aber schon um die Mitte des ersten Bandes scheidet Sejan aus der Handlung aus. Dann will er uns glaubhaft machen, der sechzigjährige Kaiser verliebe sich in eine junge Germanin, aber er selbst scheint sich nicht klar darüber, ob sie diese Liebe erwidert. Kein Wunder, daß Thuselda auch auf eine möglichst ungläubliche Weise aus der Welt gebracht wird: der Kaiser hält sie für schuldig, seinen Sohn Drusus vergiftet zu haben, obwohl sie nicht die mindeste Ursache dazu gehabt hätte, und läßt sie töten. Mit dem Kaiser, der allein noch übrig bleibt, und dessen umgewandelten Charakter zu schildern von höchstem Interesse sein müßte, weiß der Verfasser nichts mehr anzufangen und schreibt daher bescheidenlich Band II Seite 230 unten: Ende. Trotz all dem Gerügten, zu dem noch eine in hohem Maße verschrobene Sprache mit ihren ewigen Wiederholungen und gemischten Gleichnissen kommt, wäre das Buch, in dem sich manche sehr effektvolle Scene findet, so gut wie eines von Georg Ebers, männlichen (es giebt auch solche) und weiblichen höhern Töchtern zur Lektüre zu empfehlen, wenn der Verfasser nicht das Bestreben hätte, die Unwahrheit seiner Romantik, die ihm bei solchem Publikum nichts schadete, mit naturalistischen Mädchen zu überkleistern.

1.